

ARTISET

Ausgabe 07/08 | 2024

Das Magazin der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf



Im Fokus

Was Freiwillige leisten – und erleben

CURAVIVA

Ein Heimleiter-Ehepaar punktet seit drei
Jahrzehnten mit immer wieder neuen Ideen.

INNOVOSI

Der Innovation Booster fördert Projekte zur
Integration in den regulären Arbeitsmarkt.

YOUViTA

Regel- und Sonderschulen müssen besser
zusammenarbeiten, sagt ein Experte.

b uk Bildung für Unterstützte
Kommunikation

Mit unserem Kursangebot erhalten Fachpersonen
und Angehörige die Möglichkeit, sich umfassend
weiterzubilden.

Informieren Sie sich auf
www.buk.ch



POSSO

www.myposso.ch



**Neue Wege finden:
Eine Erfolgsgeschichte
von Shiatsu bei Behinderung**

SHIATSU
eine Methode der KomplementärTherapie

shiatsuverband.ch



Wenn nicht wir, wer dann?

Für die Menschen und ihre Rechte.
Werde aktiv auf amnesty.ch

**AMNESTY
INTERNATIONAL**



Editorial

«Freiwillige treten in Beziehung zu ganz unterschiedlichen Arten von Menschen und tragen auf diese Weise viel zum sozialen Zusammenhalt bei.»

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



Liebe Leserin, lieber Leser

Wenige Tage bevor ich diese Zeilen geschrieben habe, gab ich mir – endlich – einen Ruck und setzte mich mit einer älteren Nachbarin, die schon öfter bei mir geklingelt hatte, in ein nahegelegenes Café. Und: Ich werde es wieder machen. Ihre aussergewöhnliche, schwierige Lebensgeschichte machte mich nachdenklich, vor allem auch, dass sie trotzdem ihren Lebensmut nicht verloren hat. Und ich merkte, dass es ihr guttut, im Haus jemanden zu haben, an den sie sich wenden kann.

Sie können sicher von ähnlichen Erlebnissen erzählen und haben auch festgestellt, wie notwendig und bereichernd es zugleich ist, nicht nur den eigenen Alltag und das unmittelbare Umfeld im Blick zu haben, sondern die Bedürfnisse der Menschen rund um uns herum. Wir sind soziale Wesen. Das bedeutet, gesellig zu sein, sicher. Aber mehr noch gehört es zu unserer DNA, uns für das Wohlergehen anderer und der Gemeinschaft zu engagieren. Immer gemäss unseren Möglichkeiten. Informell oder auch formell innerhalb einer Organisation oder eines Vereins. In den Bereichen Freizeit, Gesundheit oder Soziales, auch in der Politik.

Freiwilligenarbeit ist sehr verbreitet. Markus Lamprecht, der für den Schweizer Freiwilligen-Monitor verantwortlich ist, bezeichnet im Interview die Freiwilligenarbeit «als tragende Säule unserer Gemeinschaft» (Seite 10). Vor diesem Hintergrund stimmt es zuversichtlich, dass die Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft zu engagieren, in der Schweiz nicht generell abnimmt. Lamprecht gibt aber zu bedenken, dass die Suche nach Freiwilligen nicht einfacher geworden ist. Das hat auch mit unserem Wohlstand respektive der Entwicklung der Wirtschaft zu tun. Zahlreiche Aufgaben werden von Fachpersonen erledigt. Gerade im Sozial- und

Gesundheitsbereich erleben wir einen hohen Grad an Professionalisierung, wodurch qualitativ hochstehende Dienstleistungen möglich geworden sind. Und wir alle haben uns daran gewöhnt, für Arbeit mit Geld entlohnt zu werden.

Das Engagement der Zivilgesellschaft bleibt aber schon allein aufgrund der demografischen Entwicklung wichtig für unser Gemeinwesen. Die Begleitung und Betreuung der vielen älter werdenden Menschen etwa lässt sich mit Profis allein nicht bewältigen. Freiwillige tragen zudem viel zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bei, indem sie mit ganz unterschiedlichen Arten von Menschen in Beziehung treten.

Lassen Sie sich von unseren Beiträgen inspirieren, selbst freiwillig tätig zu sein oder besser zu verstehen, wie sich Freiwillige für bestimmte Aufgaben gewinnen lassen.

Über den Fokus hinaus empfehle ich Ihnen das Porträt von Beat und Susanne Hirschi, die seit 35 Jahren mit immer wieder neuen Ideen das Alterszentrum Jurablick in Nidwiler BE leiten, der Zeit zumeist voraus (Seite 30). Und vor dem Hintergrund der lauter werdenden Kritik an der integrativen Schule zeigt Romain Lanners, Direktor am Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik, wie die integrative Schule respektive die Schule für alle – endlich – zum Fliegen kommen kann (Seite 33). ■

Titelbild: In den inklusiven Wohngemeinschaften des Vereins Arche in Fribourg begleiten neben Profis auch Freiwillige, meist Studierende, ihre Mitbewohnenden mit einer Behinderung. Foto: Marco Zanoni

Die Zukunft
ist offen.
Wir bereiten
Sie darauf
vor!



Weiterbildung

ARTISET Bildung ist kompetente Dienstleisterin für umfassende Bildung im Gesundheits- und Sozialbereich. Kompetenzorientiert, vielfältig, bedarfsorientiert – wir bieten wertvolle Impulse für Fach- und Führungspersonen zur Professionalisierung der eigenen Arbeit und ermöglichen damit fachliche und persönliche Weiterentwicklung mit vielfältigen beruflichen Perspektiven.

- **Führung und Management**
- **Kindheitspädagogik**
- **Gastronomie und Hauswirtschaft**
- **Sozialpädagogik**
- **Pflege und Betreuung**

Als Mitglied von CURAVIVA, INSOS und YOVITA profitieren Sie von reduzierten Kurspreisen. Gerne erarbeiten wir für Sie und mit Ihnen auch massgeschneiderte Inhouse-Weiterbildungen in Ihrem Betrieb. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf!

wb@artisetbildung.ch, T +41 41 419 01 72

**Weil erstklassige
Bildung wirkt.**

artisetbildung.ch

**ARTISET
Bildung**

Inhalt



Im Fokus

- 06 Ein Pflegeheim vermittelt Freiwillige an Betagte in der Region
- 10 Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit – und wie sie gefördert werden kann
- 14 Wie in einer inklusiven WG alle voneinander lernen können
- 18 Was Freiwillige in Schwerin DE leisten – und wie ihre Arbeit geschätzt wird
- 22 Rocco Brignoli: Sommer für Sommer einen inklusiven Mikrokosmos mitgeprägt
- 25 300 Freiwillige in 25 Sommercamps – der Tessiner Verein Atgabbes machts möglich

kurz & knapp

- 28 Gesucht: Kreative und nachhaltige Produkte für den Socialstore Award 2024

Aktuell

- 30 Ein langjähriges Heimleiter-Ehepaar mit immer wieder neuen Ideen
- 33 Wie die integrative Schule gelingen kann
- 37 Innovation Booster: 16 Projektideen, die Leistungserbringer weiterbringen
- 40 Die Branchen tauschen sich aus – an der Artiset-Delegiertenversammlung
- 44 Ein Dashboard unterstützt Pflegeheime bei der Indikatoranalyse

Politische Feder

- 46 Christina Zweifel, Geschäftsführerin Curaviva

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Salomé Zimmermann (sz); Anne-Marie Nicole (amn); France Santi (fisa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 3. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Tiefenastrasse 2, 8640 Rapperswil, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 0319631111 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 0313853333, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 125.– • Erscheinungsweise: 8 x deutsch (je 4600 Ex.), 4 x französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2023 (nur deutsch): 3167 Ex. (davon verkauft 2951 Ex.) • ISSN: 2813-1355 • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE



Rita Spuhler (69) und Klaus Wolter (65):
Die beiden Freiwilligen besuchen regelmässig
betagte Menschen in der Nachbarschaft – und
erleben viel Dankbarkeit.

Foto: Marco Zanoni

A photograph of two elderly people, Rita Spuhler and Klaus Wolter, sitting on a wooden bench outdoors. Rita is on the left, wearing a yellow polo shirt and patterned pants. Klaus is on the right, wearing a white polo shirt and blue jeans. Both are wearing glasses and have name tags. The background shows a cityscape and a cloudy sky.

**Sie ermöglichen
Betagten, zuhause
zu wohnen**

Die Aareperle, ein Pflegeheim im aargauischen Döttingen, geht bei der Freiwilligenarbeit neue Wege. Hier sind ehrenamtlich Tätige nicht nur in der Institution selbst aktiv, sondern auch zuhause bei Betagten, die sich Gesellschaft oder Unterstützung bei einfachen Arbeiten wünschen. Ein Modell mit Zukunft?

Von Tanja Aepli

Die Idee, ältere Menschen in deren eigenen vier Wänden zu unterstützen, sei während der Covid-Pandemie entstanden, erinnert sich Steven Weill, der die Aareperle seit fünf Jahren leitet. Die anvisierte Nachbarschaftshilfe in der Region wollte bestehende Angebote anderer Anbieter wie Pro Senectute nicht konkurrenzieren, sondern Lücken schliessen. Mit dem Ziel, dass Betagte so lange wie möglich in einem Umfeld wohnen können, mit dem sie vertraut sind.

In enger Zusammenarbeit mit Benevol AG und der kantonalen Fachstelle für Altersfragen reichten die Verantwortlichen der Aareperle bei Swisslos ein Gesuch ein. Und zogen das grosse Los: Mit dem zugesicherten Betrag konnte während dreier Jahre eine 30-Prozent-Koordinationsstelle für die Freiwilligenarbeit finanziert werden. Mehr als die Hälfte dieser Zeit ist um. Zeit für eine Zwischenbilanz.

Kaffee trinken, spazieren, vorlesen

«Das neue Angebot kommt bei der Zielgruppe gut an; gerade die Nachfrage im Bereich Nachbarschaftshilfe steigt kontinuierlich», freut sich Steven Weill. Manchmal sind es die erwachsenen Kinder, die anrufen oder eine E-Mail schreiben, manchmal die Betroffenen selbst. Die enge Zusammenarbeit mit Sozialdiensten und Hausärztinnen und -ärzten hilft ebenso, dass das kostenlose Angebot in der Region immer bekannter wird. Aber auch in der Aareperle selbst sind die Plakate der Freiwilligen-Koordinationsstelle nicht zu übersehen. Gesellschaft leisten oder kleinere Hilfestellungen im Alltag erbringen, insbesondere im administrativen oder digitalen Bereich – das sind die aufgelisteten Interventionsfelder im Rahmen der Nachbarschaftshilfe.

«Wir sehen uns als offenes Haus, als einen Ort der Begegnung», umreisst Steven Weill die Philosophie der Aareperle. Mit der Freiwilligenvermittlung will die Institution, die nach einer Totalsanierung im Jahr 2023 einen neuen Namen trägt,

auch einem sozialen Auftrag nachkommen. «Die Menschen werden immer älter. Aber auch immer einsamer. Hier sind wir als Gesellschaft und als Pflegeinstitution gefordert», so Weill. Das neue Freiwilligenprojekt soll Vorzeigecharakter haben und innovative Ansätze im Umgang mit dem demografischen Wandel liefern. Die Nachbarschaftshilfe und die Freiwilligeneinsätze innerhalb der Institution seien zwar kein Ersatz für Fachkräfte, schafften aber dennoch einen klaren Mehrwert für Betagte, zeigt sich der Institutionsleiter überzeugt. →

«Die Menschen werden immer älter. Aber auch immer einsamer. Hier sind wir als Gesellschaft, aber auch als Pflegeinstitution gefordert.»

Steven Weill, Institutionsleiter Aareperle

RITA SPUHLER: «DIE RICHTIGE BALANCE FINDEN»

Jeden Montag von 14 bis 17 Uhr ist Rita Spuhler ganz in ihrem Element. Kleine Strasse, Dreierpasch, Full House: Die 90-jährige Frau, die Rita Spuhler seit rund einem halben Jahr wöchentlich aufsucht, würfelt fürs Leben gern. Dass sie mit jemandem «pläuderlä» und spielen kann, weiss die vife, unternehmenslustige Seniorin ungemein zu schätzen. Denn seit Sehkraft und Hörsinn weiter nachgelassen haben, hat sich ihr Aktionsradius nochmals dramatisch verkleinert. Weil es zuhause nicht mehr klapperte, wohnt die betagte Frau seit kurzem in einer Institution in Zurzach. Doch so richtig heimisch ist sie dort noch nicht geworden: Rita Spuhler, die sie bereits im eigenen Domizil aufgesucht hat und jetzt auch am neuen Ort zur Stelle ist, bildet eine der wenigen Konstanten in diesen von Umbrüchen geprägten Zeit.

Für Rita Spuhler ist klar: Den Montag möchte sie keinesfalls missen. «Es kommt so viel zurück, es ist so viel Dankbarkeit da.» Und doch sei es auch wichtig, eine gewisse Distanz zu wahren, damit das Engagement nicht zur Belastung werde. Vielen Hochbetagten fehlten die sozialen Kontakte und Möglichkeiten, um mit andern zu reden.

Diese Erkenntnis ist nicht nur einfach: «Zu wissen, dass die Person, die ich begleite, sich viel mehr Aussenkontakt und Austausch wünscht, kann zu einem gewissen Druck führen.» Ihr helfe es, nach dem Einsatz jeweils mit ihrem Mann zu sprechen, um schwierige Themen zu verarbeiten. Und sich selber nicht zu viel aufzubürden – weder zeitlich noch emotional. Froh ist sie auch, dass es unter den Freiwilligen immer wieder Anlässe zum informellen Austausch gibt und sie sich bei Problemen an die Freiwilligen-Koordinatorin der Aareperle wenden kann.

Sinnstiftende Tätigkeit nach der Pensionierung

Derzeit sind rund 70 Personen im Freiwilligenpool der Aareperle aktiv. Der Grossteil davon engagiert sich direkt vor Ort in der Lese-, Strick-, Sing- oder Lottogruppe, im Mahlzeitendienst oder bei Projekten, die sie selbst ins Leben rufen, wie den kürzlich initiierten Männerstammtisch. Der «klassische» Freiwillige ist pensioniert, pflegt einen aktiven Lebensstil, will einer sinnstiftenden Tätigkeit nachgehen, sich aber auch nicht allzu stark binden, um weiteren Interessen nachgehen zu können.

Rund ein Dutzend Personen aus diesem Pool leisten ihre Einsätze im Rahmen der Nachbarschaftshilfe. Wo liegen die Unterschiede? Die Frage geht an Nadia Zanchi, die umtriebige Freiwilligenkoordinatorin im Haus, deren Türen immer offenstehen. «Unsere Freiwilligen, die Betagte zuhause aufsuchen, sind bei ihren Einsätzen stärker auf sich allein gestellt. Sie tragen eine grössere Verantwortung», sagt sie. Die ausgebildete Kulturmanagerin hat ihre Tätigkeit im März 2022 aufgenommen, schreibt im Rahmen ihres 30-Prozent-Pensums Konzepte, schaltet Inserate, führt Gespräche, nimmt Anfragen entgegen, organisiert die Einsätze, kümmert sich um kurzfristige Vakanzen – kurz: Sie ist die Anlaufstelle für alle Fragen und Anliegen rund um Freiwilligenarbeit. Und von diesen gibt es viele.

Intuition und Information

Wie findet sie heraus, ob ein Freiwilliger den Anforderungen gerecht wird und wie aus zwei Individuen ein Team wird? «Wichtig sind die Erstgespräche», sagt sie. «Hier versuche ich herauszufinden, wieso sich jemand engagieren will. Ich zeige auf, welches die schönen Seiten, aber auch die Heraus-

forderungen dieses Engagements sind.» Einige springen wieder ab, andere bleiben im Rennen. Für sie sucht Nadia Zanchi einen Ort, wo ihre Fähigkeiten zum Tragen kommen – direkt in der Aareperle oder in der Nachbarschaftshilfe.

«Ein gut begleiteter Einstieg ist wichtig, gerade bei Einsätzen im Rahmen der Nachbarschaftshilfe», weiss Nadia Zanchi. Beim ersten Treffen zuhause sind idealerweise auch Angehörige zur Stelle, damit wichtige Informationen fliessen und die gegenseitigen Erwartungen geklärt werden.

«Die Freiwilligen sind nicht für das Leben von jemand anderem verantwortlich. Es ist wichtig, Nein sagen zu können und sich vor Überforderung zu schützen.»

Nadia Zanchi,
Freiwilligenkoordinatorin Aareperle

Merkblätter und weitere Tools, die laufend eingeführt bzw. optimiert werden, vereinfachen die Abläufe ebenso. Manchmal gingen «Basics» vergessen, wie etwa einem Freiwilligen ein Glas Wasser oder einen Sitzplatz anzubieten, so Zanchi, die hier mit einem neuen Merkblatt für Leistungsbezüger Gegensteuer geben will.

Eigene Grenzen wahrnehmen

Nadia Zanchi gibt den Freiwilligen dort, wo nötig, Rücken- deckung und ist zur Stelle, wenn es knifflig wird. «In 90 Prozent der Fälle tauchen keine Probleme auf», so ihre Erfahrung nach über zwei Jahren in dieser Position. Ein Thema, das bei den Einsätzen immer wieder zur Sprache kommt, ist die Abgrenzung. «Die Freiwilligen sind nicht für das Leben

von jemand anderem verantwortlich. Es ist wichtig, auch Nein sagen zu können und sich vor Überforderung zu schützen», hält sie fest.

Was die Freiwilligen auch rege nutzen, sind die Veranstaltungen, die die Aareperle eigens für sie organisiert, wie den jährlichen Ausflug, das Neujahrsapéro oder die regelmässigen «Freiwilligenkafis» im Bistro der Aareperle, wo plaudern und sich austauschen angesagt ist. Vergünstigungen, In-house-Weiterbildungen oder Gratistickets sind weitere Formen der Anerkennung. Nadia Zanchi: «Wir versuchen, den Freiwilligen immer wieder Wertschätzung zu zeigen, leisten sie doch einen ungeheuer wichtigen Einsatz für Menschen im hohen Alter und im Kampf gegen Isolation und Einsamkeit.» ■

KLAUS WOLTER: «ICH MÖCHTE ETWAS ZURÜCKGEBEN»

«Als ich mich vor zwei Jahren frühpensionieren liess, wollte ich mich in irgendeiner Weise engagieren», erinnert sich Klaus Wolter, ein passionierter Sportler und Familienmensch, der zeit seines Lebens vollzeitlich gearbeitet hat. «Ich möchte so etwas zurückgeben, weil es das Leben mit mir bisher wirklich gut gemeint hat.» Seit einigen Monaten begleitet er eine 91-jährige Frau aus der Region auf ihren Spaziergängen mit Rollator. Eine anspruchsvolle Aufgabe, zumal ihr Gang wegen Knieproblemen unsicher ist und sich ihre Altersdemenz zusehends verschlimmert.

«Ich muss wirklich voll und ganz bei der Sache sein», so Wolter. Mit seinen Einsätzen entlastet er auch den 94-jährigen Ehemann und die drei Söhne, die sich aufgrund eigener gesundheitlicher Probleme oder beruflicher Verpflichtungen nicht um die Eltern kümmern können. Und hin und wieder springt er auch in anderer Mission beim Ehepaar ein, wie unlängst, als er half, eine Einladung am Computer zu finalisieren.

Klaus Wolter kommt seine Erfahrung im Umgang mit Demenz jetzt zugute – bereits seine Mutter hatte damit zu kämpfen. «Ich spreche auf den Spaziergängen viel von früher, das mag sie», umreisst er seine Strategie. Dennoch: Einiges sei auch belastend und gehe nicht spurlos an ihm vorbei, räumt er ein. Gedanken ans eigene Älterwerden mache er sich schon. Aber Aufhören ist keine Option: «Die Frau ist wirklich froh, dass ich komme.»

Doch damit nicht genug: Klaus Wolter hat noch einen zweiten Freiwilligenjob in der Aareperle selbst. Einmal im Monat heisst es, Karten und Abdeckplättchen verteilen, Zahlen überprüfen und sich um «seine» Leute am Tisch kümmern. Ein Einsatz, der ihm viel bedeutet: «Die freuen sich jedes Mal so aufs Spielen und halten mir immer den gleichen Platz frei», sagt er lachend. Er gilt an seinem Tisch als Glücksbringer par excellence.

Anzeige



STANDORTBESTIMMUNG MITTELS BETRIEBSANALYSE

«Erhalten Sie eine schnelle Einschätzung zum Stand Ihres Betriebes unter Einbezug unserer Erfahrungswerte und Vergleichsdaten. Gerne berate ich Sie persönlich.»

Ihre Spezialisten für Spital, Heim und Spitex

KELLER
UNTERNEHMENS
BERATUNG

Strategie
Projekte
Controlling
Prozesse

SIMON KELLER
www.keller-beratung.ch 056 483 05 10 5405 Baden-Dättwil

«Freiwilligenarbeit in der Schweiz nimmt nicht ab»

Freiwilligenarbeit bringt Menschen zusammen, schafft Kontakte und eröffnet Partizipationschancen. Der Wert der ehrenamtlichen Arbeit umgerechnet in Zahlen würde Milliardensummen ergeben, sagt Markus Lamprecht*. Er ist verantwortlich für den Schweizer Freiwilligen-Monitor – und gibt im Interview etwa Auskunft darüber, wie zufrieden Ehrenamtliche mit ihrer Tätigkeit sind.

Interview: Salomé Zimmermann

Herr Lamprecht, wie definieren Sie Freiwilligenarbeit?

Im Freiwilligen-Monitor wird Freiwilligenarbeit anhand von drei Kriterien definiert. Diese Kriterien sind auch in der Definition des Bundesamts für Statistik enthalten. Erstens ist Freiwilligenarbeit freiwillig und unbezahlt. Damit grenzen wir Freiwilligenarbeit von der Erwerbsarbeit ab. Kleinere Spesen- und Aufwandsentschädigungen sind allerdings auch in der Freiwilligenarbeit gang und gäbe. Zweitens muss das freiwillige Engagement Menschen ausserhalb des eigenen Haushalts zugutekommen. Dies unterscheidet Freiwilligenarbeit von der familiären Care-Arbeit. Drittens muss die Freiwilligenarbeit für andere Personen einen Nutzen haben und einen gemeinnützigen Beitrag leisten.

Zusätzlich unterscheiden wir im Monitor zwischen informeller und formeller respektive institutioneller Freiwilligenarbeit. Letztere findet im Rahmen von Vereinen und Organisationen statt. Wenn es sich dabei um ein klar definiertes Amt handelt, spricht man von ehrenamtlicher Arbeit.

Welche Bedeutung hat ehrenamtliche Arbeit in der Schweiz?

Eine Schweiz ohne Freiwilligenarbeit kann man sich kaum vorstellen. In der Politik, bei den Hilfswerken und Kirchen, in sozialen Bewegungen, bei vielen Freizeitaktivitäten, im Pflegebereich oder bei der Nachbarschaftshilfe – wo

«Auffällig ist die hohe Zufriedenheit der Ehrenamtlichen. Die grosse Mehrheit würde das jetzige Amt nochmals übernehmen, wenn sie erneut wählen könnten.»

Markus Lamprecht

wir auch hinblicken: Überall spielt Freiwilligenarbeit eine wichtige Rolle.

Wie steht die Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern da?

Internationale Vergleiche sind nicht ganz einfach, weil es unterschiedliche Definitionen gibt und Freiwilligenarbeit unterschiedlich erhoben wird. Und bei den grossen EU-Studien zu Volunteering ist die Schweiz nicht dabei. Gemäss Freiwilligen-Monitor leisten 39 Prozent der Schweizer Bevölkerung im Alter ab 15 Jahren formelle Freiwilligenarbeit. Damit würden wir leicht hinter den EU-Spitzenreitern Schweden, Niederlande und Österreich, aber noch vor Dänemark, Deutschland und Finnland liegen. Der Spitzenplatz der Schweiz erklärt sich auch mit der sehr hohen Vereinsdichte hierzulande. In der Schweiz gibt es je nach Schätzung 80 000 bis 100 000 Vereine, die alle auf Ehrenamtliche und freiwillige Helfer*innen bauen.

Wie sähe die Schweiz ohne Freiwilligenarbeit aus? Und welchen Wert hat die Freiwilligenarbeit, emotional und finanziell?

Ohne Freiwilligenarbeit würde eine tragende Säule unseres Gemeinwesens wegbrechen, die Folgen wären verheerend. Freiwilligenarbeit ist aber nicht nur für die Gesellschaft und den sozialen Zusammenhalt von unbezahlbarem Wert, sie kann auch für die Freiwilligen selbst ein grosser Gewinn sein. Freiwilligenarbeit bringt Menschen zusammen, schafft Kontakte und Freundschaften, erweitert den Horizont, stärkt das Selbstwertgefühl und eröffnet Partizipationschancen. In Freiwilligenorganisationen kann man nicht nur seine Kenntnisse und Fähigkeiten erweitern, man lernt demokratische Spielregeln, Solidarität und Kompromissbereitschaft und gewinnt Vertrauen in seine Mitmenschen und in die Institutionen. Die vielen positiven Effekte eines freiwilligen Engagements konnten auch im Freiwilligen-Monitor nachgewiesen werden. Dagegen haben wir bewusst darauf verzichtet, den Wert von Freiwilligen-

arbeit monetär zu beziffern. Würde man es machen, käme man zweifellos auf Milliardensummen.

Welche Bedeutung hat ehrenamtliche Arbeit im Dienst von Menschen mit Unterstützungsbedarf? Und sind die Freiwilligen hauptsächlich mit betagten oder eingeschränkten oder jugendlichen Menschen tätig?

Sie hat eine sehr grosse Bedeutung. Wir haben die Personen, die Freiwilligenarbeit innerhalb von Vereinen und Organisationen leisten, gefragt, für welchen Personenkreis oder für welche Zielgruppe sie sich hauptsächlich engagieren würden. Ein Achtel der formell Freiwilligen engagiert sich für Menschen mit Behinderung oder für pflegebedürftige Personen. Dazu engagieren sich 10 Prozent für Migrantinnen und Migranten oder Flüchtlinge und 9 Prozent für finanziell oder sozial schlechter gestellte Personen. Schliesslich engagieren sich 21 Prozent generell für ältere Personen und sogar 39 Prozent für Kinder. Dazu kommt die informelle Freiwilligenarbeit ausserhalb von Vereinen und Organisationen. Hier steht die Betreuung von Kindern an erster Stelle vor der Betreuung und Pflege von Betagten, der Pflege von Kranken sowie der

Betreuung von Menschen mit einer Behinderung.

Arbeiten Freiwillige auch in Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf?

Zweifellos, allerdings haben wir dazu keine handfesten Zahlen. Wir sehen aber zum Beispiel wo und von wem Ehrenamtliche und freiwillige Helfer*innen gesucht werden. Da gibt es sehr viele Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf, die Freiwillige für die unterschiedlichsten Aufgaben suchen. Sehr viele Freiwillige werden für gemeinsame Freizeitaktivitäten und Fahrdienste gesucht, aber auch für andere Aufgaben wie zum Beispiel Treuhanddienste.

Wer organisiert freiwillige Arbeit im institutionellen Bereich in der Schweiz?

Zuerst sind es einmal die unzähligen Vereine und Non-Profit-Organisationen. Diese werden ihrerseits unterstützt durch staatliche und private Förderer. Eine wichtige Rolle für die Vernetzung und die Suche nach Freiwilligen spielt beispielsweise «Benevol» – die Dachorganisation der regionalen Fachstellen für freiwilliges Engagement in der Schweiz. Schliesslich kann ich auch die Schweizerische →

«Sehr viele Freiwillige werden in Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf für gemeinsame Freizeitaktivitäten und Fahrdienste gesucht, aber auch für andere Aufgaben wie zum Beispiel Treuhanddienste.»

Gemeinnützige Gesellschaft erwähnen, welche zusammen mit dem Migros-Kulturprozent und der Beisheim-Stiftung den Monitor finanziert, und sich auch sonst für die Förderung der Freiwilligenarbeit einsetzt. Gerade bei Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf ist eine sorgfältige Planung und Koordination der Freiwilligenarbeit wichtig, damit die Freiwilligen die richtigen Fähigkeiten und Kenntnisse mitbringen.

Welche Motive haben Leute, freiwillig zu arbeiten und wie sieht es mit Entlohnung aus?

An erster Stelle stehen der Spass und die Freude an der jeweiligen Tätigkeit. An zweiter Stelle folgen soziale Motive: Man kann bei der Freiwilligenarbeit andere Menschen treffen, man möchte anderen Menschen helfen oder etwas mit anderen bewegen. Danach kommen persönliche Motive: Man möchte bei der Freiwilligenarbeit seine Kenntnisse und Fähigkeiten erweitern, sich persönlich weiterentwickeln oder ein persönliches Netzwerk pflegen. Finanzielle Gründe werden nur von ganz wenigen Freiwilligen ins Feld geführt, was natürlich auch daran liegt, dass nur wenige substanzielle Entschädigungen erhalten. Auffällig ist die hohe Zufriedenheit der Ehrenamtlichen. Die grosse Mehrheit würde das jetzige Amt nochmals übernehmen, wenn sie erneut wählen könnten.

Wer arbeitet freiwillig in der Schweiz? Und in welchen Bereichen vor allem?

Freiwilligenarbeit wird von den verschiedensten Bevölkerungsgruppen geleistet. Bei der formellen Freiwilligenarbeit finden wir etwas häufiger Männer, Personen im Alter von 45 bis 74 Jahren sowie Personen mit höherer Bildung, höherem Einkommen und einem Schweizer Pass. Bei der informellen Freiwilligenarbeit sind die Frauen klar in der Mehrheit. Das Profil der Freiwilligen in Vereinen und gemeinnützigen Organisationen dürfte sich in den nächsten Jahren allerdings ändern. Bei Frauen, jüngeren Personen und den in der Schweiz lebenden Ausländerinnen und Ausländern finden wir eine besonders hohe Bereitschaft, sich zukünftig zu engagieren.

Besteht die Gefahr, dass Politik und Wirtschaft Arbeiten auf Freiwillige abzuwälzen versuchen?

Ja, die Gefahr besteht, und dazu gibt es auch Beispiele. Etwa wenn eine Grossveranstaltung «Recycling-Heros» sucht, welche bei der Abfallentsorgung helfen sollen. Solche Initiativen sind aber häufig wenig erfolgreich. Freiwilligenarbeit muss auch für die Freiwilligen gewinnbringend sein, eben Spass machen oder Sinn und Wertschätzung beinhalten. Das Zusammenspiel von Freiwilligen und bezahlten Mitarbeitenden hat sicher seine Fallstricke, klappt in aller Regel

aber sehr gut. Nicht vergessen darf man zudem, dass auch viele Aufgaben, die früher von Freiwilligen getragen wurden, professionalisiert und in bezahlte Arbeit überführt wurden.

Wie kann Freiwilligenarbeit gefördert werden?

Wertschätzung und Anerkennung sind sicher wichtig. Seitens der Kantone, aber auch von Organisationen und Medien werden dazu verschiedene Preise und Auszeichnungen vergeben. Die Vergaben helfen, den Wert von Freiwilligenarbeit besser zu würdigen und uns bewusst zu machen, was alles freiwillig und unentgeltlich geleistet wird. Wenn wir die Freiwilligen selbst fragen, stehen öffentliche Anerkennung und Wertschätzung allerdings nicht an erster Stelle. Als Bedingungen für die Übernahme eines Amtes werden häufiger genügend Zeit, ein gutes Thema, eine interessante, erfüllende Aufgabe sowie Flexibilität und ein tolles Team genannt. Als Hinderungsgrund wird neben der mangelnden Zeit auch häufig die Angst vor Verpflichtungen genannt. Das heisst, genauso wichtig wie die gesellschaftliche Anerkennung sind die Wertschätzung im Team, flexible und angepasste Angebote sowie die Förderung von Partizipation und Integration. Entscheidend ist auch, dass die Freiwilligen persönlich angefragt und überzeugt werden.

Was sind die wichtigsten Resultate des Freiwilligen-Monitors 2020? Und welches sind die überraschendsten Resultate?

Vieles wurde ja bereits gesagt. Etwas kann ich aber noch hinzufügen: Allen Unkenrufen zum Trotz nimmt die Freiwilligenarbeit in der Schweiz nicht generell ab. Die Suche nach Freiwilligen ist sicher nicht einfacher geworden, es gibt aber nach wie vor ein beträchtliches Potential an Personen, die sich freiwillig engagieren wollen – gerade auch bei jüngeren Leuten oder bei Personen unmittelbar vor der Pensionierung.



Markus Lamprecht: «Ohne Freiwilligenarbeit würde eine tragende Säule unseres Gemeinwesens wegbrechen, die Folgen wären verheerend.» Foto: zvg

Derzeit ist ein aktueller Freiwilligen-Monitor in Entstehung, sind da bereits erste Tendenzen erkennbar?

Die Erhebung wurde eben erst abgeschlossen. Wir beginnen gerade mit den Analysen und sind sehr gespannt auf die neuesten Ergebnisse und Entwicklungen.

Haben Sie selber schon einmal freiwillig gearbeitet?

Ja, verschiedentlich: In meiner Jugend war ich als Pfadileiter aktiv, später viele Jahre als Trainer im Volleyball und als Leiter in Jugendskilagern. Seit 30 Jahren koordineiere ich ehrenamtlich

ein Forschungskomitee der Schweizer Gesellschaft für Soziologie. Und schliesslich kümmere ich mich auch etwas um meine 97-jährige Mutter, wobei ich Letzteres nicht wirklich als Freiwilligenarbeit sehe – obwohl es gemäss einer weiten Definition so wäre – und die Hauptarbeit ohnehin von den Pflegenden in ihrem Alterszentrum geleistet wird. ■

* Markus Lamprecht, Dr. phil., ist Verwaltungsratspräsident der Lamprecht und Stamm Sozialforschung und Beratung AG (L&S). Das Forschungsinstitut leitet in Zusammenarbeit mit dem Befragungsinstitut Link die Erhebung für den Freiwilligen-Monitor

Hier gelangen Sie zum
Freiwilligen-Monitor 2020:



Zusammenleben – mit und ohne Einschränkungen



Zum Abendessen treffen sich alle WG-Mitglieder, um sich über den Tag auszutauschen. Fotos: Marco Zanoni

In einer inklusiven Wohngemeinschaft in Fribourg kümmern sich neben Profis auch Freiwillige – häufig Studierende – um ihre Mitbewohnenden mit kognitiven Einschränkungen. Sie profitieren dafür von reduzierter Miete und gemachter Wäsche und bezeichnen als grösste Herausforderung das richtige Mass von Ansprechbarkeit und Abgrenzung. Die WG-Bewohnenden geniessen insbesondere das Lernen voneinander.

Von Salomé Zimmermann

Eine schöne alte Villa mit Garten, mitten in Fribourg, in der Nähe vom Bahnhof und von der Universität. Hier leben Menschen mit und ohne Behinderung zusammen. Die Personen mit kognitiven Einschränkungen erfahren ausser von Fachpersonen Unterstützung von Freiwilligen, hauptsächlich Studierenden, diese wiederum erhalten vergünstigte Mietkonditionen. Möglich macht dies der christlich geprägte, weltweit tätige Verein Arche, gegründet von einem kanadischen Theologen. In Fribourg gibt es drei solcher Arche-Wohngemeinschaften in drei Häusern. Das inklusive Zusammenwohnen ist in der Schweiz immer noch eher aussergewöhnlich.

Eine zweite Familie

Wie das alltägliche Zusammenleben funktioniert, zeigt ein Augenschein vor Ort zum Zeitpunkt, der alle versammelt, nämlich beim Abendessen. Wir befinden uns in der kleinsten und jüngsten Fribourger Wohngemeinschaft «Grain de Sel», wo insgesamt sechs Personen zusammenleben, drei davon mit Behinderung. Gekocht haben der von Verein Arche angestellte Hausverantwortliche und Sonderpädagoge Andreas Uhlig und der langjährige Bewohner Olivier Ducrest. Es gibt Reis mit Rucola, Käse, Erdbeeren und Salat. Versammelt sind am Tisch die gesamte Wohngemeinschaft und Gaëlle, die Freundin von Mitbewohner Nayden Frosard. Am Tisch geht es zu und her wie überall, es wird gelacht und gescherzt und der Tag kommentiert – auf Französisch. Valerie Kaufmann, die 21-jährige, freiwillig tätige Studentin, bringt Olivier nach dem Essen seine Medikamente. Sie studiert Heilpädagogik und hat nun zwei Jahre in der WG verbracht, bald zieht sie nach Bern, um dort ihre Studien fortzusetzen. Nach dem Essen stossen auch zwei Freiwillige aus den beiden anderen Häusern in unmittelbarer Nachbarschaft dazu, um von ihren Erfahrungen zu erzählen. Da ist einerseits die 22-jährige Zoë Koch, die in der ältesten und mit ungefähr zehn Personen grössten Wohngemeinschaft «La Grotte» lebt. Sie studiert Jus und möchte ihren Master bilingue abschliessen. Deshalb hat sie sich entschieden, in die französischsprachige Wohngemeinschaft einzuziehen und folgt dabei auch dem Beispiel ihrer Mutter, die vor 25

Jahren als Studentin auch in einem der drei Arche-Häuser in Fribourg lebte. «Mir gefällt es sehr, hier eine zweite Familie zu haben», so Zoë. Die dritte Freiwillige ist Krista Haeni aus der Wohngemeinschaft «Béthanie». Die Mittvierzigerin arbeitet als Heilpädagogin auswärts. Ist es ihr nicht zu viel, sowohl bei der Arbeit wie auch zuhause mit Menschen mit Behinderungen konfrontiert zu sein? «Ich schätze die Gemeinschaft hier sehr, das Zusammengehörigkeitsgefühl – und Arbeit ist Arbeit, das ist etwas ganz anderes», sagt Krista. Sie habe als Lehrerseminaristin damals eine Arbeit über die Arche verfasst und sei so dazugestossen. «Bei der Arbeit gibt es Ansprüche und den Druck, die Arbeit möglichst gut zu machen. Dies fällt in der Arche-WG weg, hier bin ich zuhause», so Krista. Valerie, die zukünftige Heilpädagogin, lernt im Zusammenwohnen viel für ihre Arbeit – die Praxis sieht sie als ideale Ergänzung zur Theorie in der Ausbildung. Die Ehrenamtlichen geniessen gewisse Annehmlichkeiten wie die Erledigung der Wäsche oder die Tatsache, dass sie im Turnus nur einmal pro Woche für alle kochen müssen – die günstige Miete ist natürlich auch ein wichtiger Faktor.

Als Freiwilliger gestartet

Andreas lebte damals als Student ein Jahr als Freiwilliger in der Arche-WG, daraus sind nun über zwanzig Jahre geworden. Er studierte seinerzeit in Erfurt und wollte Französisch lernen und Erfahrungen mit Menschen mit kognitiven Einschränkungen machen. Da kam ihm der Anschlag am Schwarzen Brett an der Uni gerade recht, und er zog in die Schweiz um. Seit Langem wohnt auch seine Frau Anne Uhlig – als Freiwillige – in der Wohngemeinschaft. «Mir entspricht diese gemeinsame Lebensform sehr, ich treffe Menschen, mit denen ich sonst nichts zu tun hätte», sagt Andreas. Er erinnert sich, wie erstaunt er in den Anfängen war, dass es so «normal» zu und her ging, dass Menschen eben einfach Menschen sind, egal ob mit oder ohne Behinderung. Das Paar sorgt für Konstanz, während die jungen Freiwilligen zirka alle zwei bis drei Jahre wechseln. Ihm passe dieser Rhythmus gut, meint Andreas. Krista hingegen hat manchmal Mühe mit den Wechseln, weil sie auch →

ARTISET

Kaderselektion

Suchen Sie Mitglieder für Ihre Geschäftsleitung?

Profitieren Sie von unserer Erfahrung, unserem spezialisierten Branchenwissen und unserem grossen Netzwerk.



Unsere Dienstleistungen

- **Offene Vakanzen auf Geschäftsleitungsebene:** Wir übernehmen den gesamten Rekrutierungsprozess oder unterstützen Sie im Teilmandat.
- **Wunschkandidat oder -kandidatin:** Vielleicht ist er oder sie schon in unserem Kandidatenpool. Rufen Sie uns an oder besuchen Sie unsere Webseite.
- **Ad Interim Lösungen:** Unser Expertenpool bietet ausgewiesene Fach- und Führungskräfte auf Zeit.
- **Pensionierungen in den nächsten 5 Jahren:** Kontaktieren Sie uns frühzeitig für eine erfolgreiche Nachfolgebesezung.

Unsere Kernkompetenzen und Motivation:

- **Passgenaues Matching.** Wir bringen passende Führungspersönlichkeiten mit Institutionen/ Organisationen zusammen.
- **Beratung und Selektion.** Expertise in der Beratung sowie der Suche und Selektion von Führungspersonen im Gesundheits- und Sozialbereich.
- **Aussagekräftige Inserate.** Erstellung von Inseraten, die das gesuchte Profil exakt widerspiegeln.
- **Vertrauensvolle Zusammenarbeit.** Transparente Beziehungen zu Trägerschaften, Geschäftsleitungsmitgliedern und Kandidat:innen.
- **Ziel- und ressourcenorientiert.** Wirtschaftliches Denken und nachhaltige Lösungen.

Ihr vertrauter Partner für den Gesundheits- und Sozialbereich

ARTISET Kaderselektion ist eine Dienstleistung der Föderation ARTISET mit ihren Branchenverbänden CURAVIVA, INSOS und YOVITA. Als Personalvermittler haben wir uns auf Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf spezialisiert.

Kontaktieren Sie uns:
Jona Herrmann, Leiter
ARTISET Kaderselektion,
T +41 31 385 33 65



Mehr Infos
mit Video

liebgewonnene Menschen ziehen lassen muss. Sie leiste viel als Freiwillige, aber erhalte auch viel von ihren Kolleginnen und Kollegen mit und ohne Einschränkungen. Die Bewohnenden mit Behinderungen sind unterschiedlich alt und unterschiedlich lange schon in der WG – Nayden seit zwei Jahren, Olivier seit über zwanzig und Alexandra seit zehn Jahren. Alexandra Berthoud ist die zurückhaltendste Bewohnerin von allen, es gefalle ihr gut, sagt sie.

Das richtige Mass finden

Was sind denn die Schwierigkeiten der gemeinsamen Lebensform? Andreas Uhlig findet es manchmal anspruchsvoll, sich bei Konflikten abzugrenzen. Valerie teilt diese Ansicht, sie findet es aber auch ohne Konflikte schwierig, das richtige Mass an Ansprechbarkeit und Rückzug zu finden. Die drei ehrenamtlich tätigen Frauen nennen zudem vor allem die Zeit. Studium, Arbeit, Herkunftsfamilie, Freundeskreis und WG-Leben unter einen Hut zu bringen, sei eine ständige Herausforderung. Die Freiwilligen haben bestimmte Präsenzzeiten, diese unterscheiden sich jedoch von Haus zu Haus. Meistens gehört die Verantwortung für ein Abendessen und ein Morgenessen pro Woche dazu sowie die Teilnahme an der wöchentlichen Sitzung, an der alles Wichtige besprochen wird. Die Betreuung der Personen mit Beeinträchtigung tagsüber erfolgt durch professionelle Begleitpersonen, die auch von auswärts dazustossen oder durch Mitarbeitende, welche in den geschützten Werkstätten und Ateliers tätig sind. Das entlastet die Freiwilligen – das Wissen darum, dass es gerade bei Problemen ausgebildete Fachpersonen gibt, welche die Verantwortung tragen.

Junge Freiwillige haben es leichter

Und welche Personen eignen sich als Freiwillige für eine Arche-Wohngemeinschaft? Andreas Uhlig findet wichtig, dass eine Person den Umgang mit Menschen mit Behinderungen ausprobieren will und dass sie generell offen ist. «Ausserdem habe ich festgestellt, dass es jüngeren Menschen leichter fällt, sich auf eine Arche-WG einzustellen, ebenso wie Personen, die an Wohngemeinschaften gewohnt sind», sagt Andreas Uhlig. Er stellt zudem fest, dass vor allem Deutschsprachige und Tessiner in die WG kommen, obwohl oder gerade weil die WG auf Französisch kommuniziert. Die Professionellen, also die Begleitpersonen und Sozialpädagoginnen, hingegen seien mehrheitlich aus der Romandie. Interessierte leben eine Woche im Haus, damit alle Beteiligten entscheiden können, ob es passt. Bis zur Corona-Krise fanden sich laut Andreas Uhlig immer genug Freiwillige. Dann wurde es schwierig, weil die Studierenden nicht mehr an die Universitäten durften und weil die Einschränkungen mit vulnerablen Menschen beträchtlich waren. Seither hat sich die Situation wieder etwas stabilisiert. Auf Seiten der festen Bewohnerinnen und Bewohner gibt es auch Einschränkungen: Eine gute Mobilität muss gegeben sein. Die Gebäude sind alt, mit mehreren Stockwerken versehen und ohne Lift, das heisst, dass Personen mit eingeschränkter Mo-



Andreas Uhlig (r.) und Olivier Ducrest haben zusammen ein feines Znacht zubereitet.

bilität nicht aufgenommen werden können. Und hier liegt das Problem: Die Menschen werden älter, und dadurch nimmt auch ihre Beweglichkeit ab. Was passiert, wenn sie sich nicht mehr selbständig von Stockwerk zu Stockwerk bewegen können und nicht mehr selbständig in die nahe gelegenen Werkstätten laufen können? Um dem Älterwerden der Bewohnerinnen und Bewohner zu begegnen, ist der Verein L'Arche Fribourg derzeit auf der Suche nach einem modernen und behindertengerechten Gebäude.

Grosse Veränderungen

Ein allfälliger Umzug stellt jedoch eine Herausforderung an das Prinzip der Freiwilligkeit dar: Weniger Zimmer stünden den Menschen mit dem Willen zur ehrenamtlichen Tätigkeit zu Verfügung. Und diese Zimmer werden wohl noch im selben Haus, aber nicht mehr direkt in der WG sein. Zum schwierigeren Stand der ehrenamtlichen Tätigkeit trägt auch die Professionalisierung der Betreuung bei, erklärt Andreas Uhlig. 1983, als die Arche Fribourg gegründet wurde, gab es noch kein Recht der Menschen mit Behinderung auf individuelle Wohnformen und entsprechende Finanzierung. Die Hauptlast der Verantwortung trugen die Ehrenamtlichen. Nun hat sich die Situation grundsätzlich verändert. Trotzdem hoffen alle Bewohnerinnen und Bewohner, dass das einmalige Konzept Zukunft hat, denn es bringt Nähe und Vorteile, welche die Institutionen so nicht bieten können. ■

Freie Zeit gemeinsam gestalten

Freizeitaktivitäten für Menschen mit Behinderungen werden bei den Dreescher Werkstätten in Schwerin DE nur von Freiwilligen durchgeführt. An denen mangelt es zum Glück nicht – dank individuellen Einsatzmöglichkeiten und einer wertschätzenden Haltung. Werfen Sie mit mir einen Blick auf das freiwillige Engagement in Deutschland.

Von Jenny Nerlich (Text und Fotos)

Ich möchte Sie gerne mit auf eine Reise nehmen – dorthin, wo das Land flach ist, das Wetter manchmal rau und die Seeluft frisch. Dort, im Nordosten Deutschlands, eingebettet in eine naturnahe Landschaft aus Seen und Wäldern, dort liegt Schwerin. Meine Heimatstadt. Nicht sehr gross für deutsche Verhältnisse, mit gerade mal 99 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Aber auch mit 70 Freiwilligen, die sich bei den Dreescher Werkstätten für Menschen mit Behinderungen engagieren.

Doch erst mal von vorne, damit Sie verstehen, warum Sie in einem Schweizer Fachmagazin einen Beitrag aus Deutschland lesen. Das ist ganz einfach: Ich habe in Schwerin nach meiner Matura ein freiwilliges soziales Jahr gemacht. Das ist nichts anderes als ein zwölfmonatiger Freiwilligendienst. Dieses soziale Jahr habe ich in einem Integrationsbetrieb für Menschen mit Behinderungen bei den Dreescher Werkstätten absolviert – einer gemeinnützigen Organisation, die in Schwerin seit den frühen 1990er Jahren Wohn- einrichtungen und Integrationsbetriebe (Werkstätten) für Menschen mit Behinderungen betreibt.

Ich habe mich also mit achtzehn freiwillig sozial engagiert. Und meine Mutter macht das heute mit siebzig. Sie arbeitet als freiwillige Projektleiterin und Betreuerin seit mittlerweile über zehn Jahren bei den Dreescher Werkstätten. Immer wieder erzählt sie mir von ihrer Arbeit. «Weisst du, Jenny», sagte sie mal, «auf unserer Reise in den Spreewald, da waren wir drei Reisebegleiter für acht Teilnehmer. Alles Freiwillige.» Das hat mich beeindruckt. Also habe ich mich auf den Weg nach Schwerin zu den Dreescher Werkstätten gemacht.

Infos zu den Dreescher Werkstätten:
→ dreescher-werkstaetten.de



Regine, eine Freiwillige der Kochgruppe (l.), gibt wertvolle Tipps an die Teilnehmenden weiter.

Ein grosses Angebot an Aktivitäten

Die Organisation hat eines ihrer Büros im Bürgerzentrum «Campus am Turm» auf dem Dreesch – einem grossen Stadtteil mit Plattenbauten aus DDR-Zeiten. Hier wird die Freiwilligenarbeit für die zahlreichen Freizeit- und Reiseangebote koordiniert. Zu den Angeboten gehört der familienunterstützende Dienst, mit dem pflegende Angehörige entlastet werden können. Die Freiwilligen begleiten oder betreuen Menschen mit Behinderungen eins zu eins, gehen mit ihnen spazieren, begleiten sie zu Freizeitaktivitäten oder bieten ihnen eine paar schöne Stunden. Dann gibt es den Freizeitclub. Hier können sich Menschen mit Be-

hinderungen zu verschiedenen Freizeitaktivitäten anmelden, zum Beispiel zum Bowling, zum Singen oder Musizieren, zum Kochen, zum Line Dancing oder zum kreativen Gestalten in der Kunstwerkstatt. Und zu guter Letzt der Reiseservice: Der bietet Tagesfahrten bis einwöchige Reisen an, sogar nach Mallorca.

Meine Mutter leitet zweimal im Monat eine Kochgruppe. An diesem warmen Dienstagnachmittag nimmt sie mich mit. Sie plant zusammen mit ihrem Team die Gerichte und kauft die Zutaten ein. Heute gibt es Rosmarinkartoffeln mit Frikadellen und Salat.

Bevor die sechs Teilnehmer ab halb vier nach und nach eintrudeln, ist ihr Team bereits da: Regine und Musa. →

Musa kommt aus Afghanistan und trägt eine Beinprothese. Seit sechs Jahren engagiert er sich für die Dreescher Werkstätten. In der Kochgruppe kann er seine Kochkenntnisse an die Teilnehmer weitergeben. Das macht ihm viel Spass. Regine ist seit fünf Jahren dabei. Was sie an ihrem freiwilligen Engagement schätzt, ist einerseits das Überraschende: «Man kann nicht planen, es kommt immer anders, als man denkt», und andererseits das Herzliche: «Mal wird man gedrückt, mal bekommt man ein Lächeln.»

Gemeinsam kochen und dabei lernen

Die Teilnehmer kommen. Sie werden mit dem Fahrdienst direkt von ihrer Arbeit zum Kochstudio im Bürgerzentrum gebracht. Nach einem langen Arbeitstag können sie sich erst mal bei einem Tee oder Kaffee entspannen und stärken. Doch dann geht es an die Arbeit. Denn wer essen will, muss auch zubereiten. Das ist eines der Ziele der Kochgruppe, erklärt mir Regine: lernen, wie man sich eine köstliche Mahlzeit zubereiten kann. «Wir machen einfache Gerichte, damit die Leute die Rezepte leicht zu Hause nachkochen können.»

Gesagt, getan. Meine Mutter und Regine verteilen die Aufgaben. Katrin schneidet Zwiebeln, Paul mischt sie unter das Hackfleisch, Yvonne formt es zu Frikadellen. Und Emilie schneidet Salat – mit ein paar Tipps von Regine. «Schau mal, Emilie, wenn du das Messer so hältst, kannst du besser schneiden.» Emilie ist neu in der Kochgruppe und braucht mehr Anleitungen als die Alteingesessenen. Mit Regine hat sie die richtige Unterstützung an ihrer Seite. Die grosse, blonde Frau wirkt auf mich wie ein sanfter Ruhepol im quirligen Küchenteam. Während sie die Frikadellen brät, beantwortet sie hier Fragen und reicht dort Kochutensilien.

Katrin: «Sind die Klopse schon gut?»

Regine: «Noch nicht. Schau mal, da ist noch rotes Fleisch.»

Yvonne: «Regine, kannst du mir mal den Löffel geben.» Regine: «Bitte schön.» Emilie mit ihrer Salatschüssel: «Guck

«Wir tun viel, damit die Freiwilligen mit einem guten Gefühl in die Begleitungen gehen können.»

Heike Winkler, Teamleiterin Dreescher Werkstätten

mal.» Regine: «Das hast du gut gemacht, Emilie.»

Wer sich bei den Dreescher Werkstätten freiwillig engagieren will, der muss das Herz am rechten Fleck haben, muss offen und ehrlich sein, aber auch mutig genug für neue Herausforderungen und einen aufrichtigen Blick auf sich selbst. Das erklärt mir Heike Winkler. Sie ist die Teamleiterin für den Bereich «Familie & Freizeit» bei den Dreescher Werkstätten. Interessierte kommen zuerst zu ihr. Winkler sucht mit ihnen gemeinsam den passenden Einsatzbereich, sie sagt aber auch deutlich, was sie von den Freiwilligen erwartet.

Dazu gehört auch die Bereitschaft, sich weiterzubilden. Bei Reisebegleitern ist das besonders wichtig, denn sie tragen eine grosse Verantwortung. «Wir tun viel dafür, damit die Freiwilligen mit einem guten Gefühl in die Begleitungen gehen können», betont Heike Winkler.

Freiwillige fördern und wertschätzen

Die Dreescher Werkstätten bieten ihren Freiwilligen kostenlose Fortbildungskurse und reisevorbereitende Teamsitzungen an. Es gibt Formblätter mit festen Abläufen, zum Beispiel zu Pflegestandards, oder Protokolle zur Medikamentenvergabe. Auch eine positive Fehlerkultur, Vertrauen in die Fähigkeiten der Freiwilligen, Erfahrungsaustausche und feste Ansprechpartner fördern das gute Gefühl. Und noch etwas: Die Freiwilligen gehören so selbstverständlich zu den Dreescher Werkstätten wie die Festangestellten. Zu Festen und Feierlichkeiten, wie zum Beispiel zum Neujahrsempfang, werden alle eingeladen, zu Weihnachten bekommen alle ein Weihnachtsgeschenk, und wenn jemand sein Engagement beenden will, wird er würdevoll verabschiedet.

Freiwilliges Engagement wird in Deutschland nicht nur von den gemeinnützigen Trägern gewürdigt, sondern auch von Stadt, Land und Staat. Die Stadt Schwerin bedankt sich jedes Jahr bei engagierten Schwerinern mit einem Ehrenamtsdiplom. Das Land Mecklenburg-Vorpommern zeichnet freiwillig Engagierte für ihre Verdienste mit einer Ehrennadel aus und vergibt ausserdem die «EhrenamtsKarte MV». Damit erhalten Freiwillige Vergünstigungen für ausgewählte Angebote. Der Staat verleiht einmal im Jahr den Deutschen Engagementpreis, nicht nur an Bürger, sondern auch an Organisationen.

Man tut in Deutschland viel, um das freiwillige Engagement zu würdigen und zu fördern, zum Beispiel mit staatlichen Förderprogrammen. Heike Winkler erzählt mir, dass die Dreescher Werkstätten Fördergelder für ihre Freizeitangebote vom Land erhalten. Doch das reicht nicht. Deswegen werden die Angebote mit Teilnahmegebühren mitfinanziert. Aufwandsentschädigungen für Freiwillige gehören trotzdem selbstverständlich dazu. «Wir finden, dass Freiwillige, die ihre Zeit und Energie unseren Teilnehmern schenken, die Aufwendungen, die für ihre Engagement



Eine Teilnehmerin der Kochgruppe bei der Zubereitung von Frikadellen.

entstanden sind, zurückerhalten sollen», erklärt Heike Winkler. Die Aufwendungen reichen von der Rückvergütung eines Fahrscheins bis zu einer Tagespauschale für Reisebegleiter.

Auch jenseits des Finanziellen gibt es Bestrebungen das freiwillige Engagement zu fördern. Vom Deutschen Roten Kreuz organisiert, findet jedes Jahr eine Ehrenamtsmesse in Mecklenburg-Vorpommern statt. Hier werben Träger und Organisationen für sich und ihre Einsatzbereiche. Auch Heike Winkler war für die Dreescher Werkstätten jahrelang dabei. Seit einigen Jahren ist sie Mitglied im Fachkreis

«EiS – Ehrenamt in Schwerin». Darin setzt sie sich für eine starke Zusammenarbeit von Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft ein, damit die Rahmenbedingungen für das freiwillige Engagement stetig verbessert werden können. Denn sie ist überzeugt: «Ohne freiwilliges Engagement könnten wir vieles in unserer Gesellschaft nicht leisten.»

Gemeinsam essen und dabei plaudern

Zurück im Kochstudio. Mittlerweile sind die Frikadellen und Rosmarinkartoffeln gar und der Tisch ist gedeckt.

Neun hungrige Köche inklusive mir können es kaum erwarten das selbst zubereitete Essen zu probieren. Musa hilft beim Auffüllen der Speisen.

«Wie schmeckt es euch?», fragt Regine in die Runde. «Ja, es schmeckt gut», antwortet Paul.

Auch den anderen mundet es vorzüglich. Die Rosmarinkartoffeln sind goldbraun und zart, die Frikadellen fein gewürzt und der Salat knackig frisch.

Miteinander essen und sich austauschen: Das ist das zweite Ziel der Kochgruppe. Diese gemeinsamen Momente tun allen gut und bieten die Chance, ins Gespräch zu kommen, über Ferienpläne zu reden oder über andere Freizeitgruppen. Regine und Katrin unterhalten sich über den Chor, bei dem beide dabei sind. Katrin als Teilnehmerin, Regine als Betreuerin.

Später beim Abwaschen erzählt mir Regine, dass diese kurzzeitigen und regelmässig stattfindenden Freizeitgruppen genau das Richtige für sie sind. Aufgrund einer Erkrankung ist sie nicht erwerbstätig. Den ganzen Tag zu Hause sitzen ist nichts für sie, einen ganzen Tag als Betreuerin auf Trab sein aber auch nicht. Die Freizeitgruppen, die je zwei bis drei Stunden dauern, haben für Regine die passende Länge. So macht ihr das freiwillige Engagement Spass und bietet ihr einen angenehmen Ausgleich.

Nachdem das Geschirr geputzt und der Boden gefegt ist, geht es für uns alle nach Hause. Die Teilnehmer werden gefahren. Auch das macht eine Freiwillige. Ich verabschiede mich von allen. Dann setze ich mich noch zu meiner Mutter und Musa auf eine Bank in der Abendsonne. «Jetzt hast du mal gesehen, Jenny, was wir Freiwilligen alles machen,» lächelt meine Mutter. Ich bin nach wie vor beeindruckt. ■

«In einer imaginären Welt einen gemeinsamen Rhythmus finden»



fünf Fragen, fünf Antworten

Rocco Brignoli* begleitet als Freiwilliger seit vielen Jahren inklusive Sommerlager für Kinder im Tessin. Er erläutert die Bedeutung dieser Erfahrung für sein eigenes Leben – und zeigt auf, wie über gemeinsame, spannend und phantasievoll gestaltete Aktivitäten Inklusion entstehen kann.

Interview: Elisabeth Seifert

Herr Brignoli, während andere im Sommer Ferien machen, engagieren Sie sich in den Ferienlagern für Kinder mit und ohne Behinderung des Tessiner Vereins Atgabbes. Wie kam es dazu?

Entscheidend war ein Erlebnis an einem lauen Sommerabend vor 15 Jahren auf dem Dorfplatz jener Alpengemeinde in Graubünden, in der ich von Kindheit an viele Sommer verbracht habe. Gitarrenklänge mischten sich mit Gesang und setzten eine für mich ungewohnte Energie frei. Junge Leute, die ich mehr oder weniger gut kannte, schenken ihre Aufmerksamkeit Menschen, die damals in meinen Augen völlig anders waren, erwachsene Menschen mit Beeinträchtigungen. Meine Schwester und ich waren fasziniert von der Atmosphäre und wurden an diesem Abend ganz selbstverständlich ein Teil dieser Gemeinschaft, die viel Spass miteinander hatte. Das war ein wichtiger Moment in meinem Leben, der mir den Weg in die Zukunft wies, sowohl privat als auch beruflich.

Inwiefern prägte diese Erfahrung Ihr weiteres Leben?

Dieses Erlebnis war einer von mehreren Gründen, weshalb ich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit studiert

und die Uni Fribourg gewählt habe. Viele der Freiwilligen, die sich innerhalb des Vereins Atgabbes engagieren, haben nämlich in Fribourg studiert. Durch diese Kontakte stiess ich auf das Tutti-Frutti-Camp, das Sommerlager des gleichen Vereins für Kinder mit Beeinträchtigung. Viele der Freiwilligen, wenn auch längst nicht alle, haben einen sozialen Beruf. Durch ihr Engagement als Freiwillige gelangen sie zur Überzeugung, dass Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigung nicht zwingend in einem institutionellen Kontext stattfinden

den muss. In einer inklusiven Gesellschaft darf die Begleitung nicht einzig durch Fachpersonen erfolgen. Geprägt hat die Tätigkeit für den Verein auch mein privates Leben. Ich habe über den Verein viele Freundschaften geknüpft.

Was ist das Besondere an diesen Sommerlagern für Kinder?

Obwohl Teil des Vereins Atgabbes, ist jedes dieser Sommerlager unabhängig, was die Organisation der Aktivitäten betrifft. Eine weitere Besonderheit dieser Ferienlager ist, dass keine Fachpersonen anwesend sind. Es handelt sich ausschliesslich um Freiwillige, auch wenn viele von ihnen eine Ausbildung im Bereich der Sozial- und Gesundheitsbereich machen oder abgeschlossen haben. Zudem nehmen einige auch an Weiterbildungsmaßnahmen teil. Diese Sommerlager sind sowohl für die Kinder mit und ohne Beeinträchtigung als auch für die Freiwilligen Ferien. Natürlich haben wir als Freiwillige viele «Pflichten». Neben der Betreuung investieren wir viel Zeit in die Entwicklung spannender Aktivitäten, die den ethischen Richtlinien entsprechen. Wir betten die Aktivitäten in Geschichten ein und konzipieren ganze Theaterprojekte über die Dauer des Camps. Der Aufwand, den wir haben, wird mehr als wettgemacht durch die magische und engagierte Atmosphäre, die sich jedes Mal einstellt, wenn wir uns treffen. →

«Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigung muss nicht zwingend in einem institutionellen Kontext stattfinden. In einer inklusiven Gesellschaft darf die Begleitung nicht einzig durch Fachpersonen erfolgen.»

Rocco Brignoli

Hat sich durch die Teilnahme an diesen Sommerlagern Ihr Blick auf Menschen mit Behinderung verändert?

An den Tutti-Frutti-Lagern beeindruckt mich immer wieder, wie Kinder ohne und mit Beeinträchtigung vorurteilslos aufeinander zugehen. Kinder wissen nichts über Etikettierungen. Dadurch entsteht ein inklusiver Mikrokosmos, der für die Kinder und die Freiwilligen sehr wichtig ist. Ich habe gelernt, die Unterschiede zwischen Menschen, die ja nichts anderes sind als unterschiedliche Wahrnehmungen der Realität, verschwinden zu lassen. Dies geschieht, indem man die Tage gemeinsam verbringt, Erfahrungen austauscht und einen gemeinsamen Rhythmus in einer bewusst parallelen imaginären Welt findet. Auf diese Weise entsteht Inklus-

sion. Es ist mir bewusst geworden, dass es der Kontext ist, der jemanden als «behindert» definiert.

Was bedeutet Freiwilligenarbeit für Sie?

Die Freiwilligenarbeit bedeutet für mich, existenziell wichtige, nichtmaterielle Ziele zu verfolgen. Freiwillige sind Personen, die sich für die Gemeinschaft, in der sie leben, engagieren, die einen unentgeltlichen Dienst zum Wohl von Personen leisten, die sich oft in einer verletzlichen Situation befinden. Und es geht auch darum, Spass zu haben und die Zeit mit Menschen zu verbringen, die einem wichtig sind. Freiwilligenarbeit hat für mich auch viel damit zu tun, eine andere Rolle einzunehmen und andere Beziehungen zu leben als im Alltag. Ich glaube, meine

Geschichte ähnelt der von 1,2 Millionen Menschen, die sich in der Schweiz ehrenamtlich in einer Organisation, einem Verein oder einer öffentlichen Institution betätigen. ■

* Rocco Brignoli, 34, war während vier Jahren Co-Koordinator der Tutti-Frutti-Camps und begleitet die Sommerlager für Kinder des Vereins Atgabbes (siehe dazu Seite 25) bis heute als Freiwilliger. An den Tutti-Frutti-Camps nehmen etwa 20 Kinder im Alter von 5 bis 12 Jahren teil. Die Hälfte der Kinder hat eine Behinderung. Rocco Brignoli hat Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit studiert. Er ist beruflich tätig für den Branchenverband Insos als wissenschaftlicher Mitarbeiter Arbeitswelt.



Rocco Brignoli (Mitte) und andere Freiwillige nahmen die Kinder des Tutti-Frutti-Camps 2022 in Bergün GR mit auf eine Piratenreise, die von einer Rückkehr zur einzigartigen und unbeschwernten Weisheit der Kindheit sprach. Fotos: Andrea Basileo/Tutti-Frutti-Camps (Atgabbes)

Das Leben prägende Erfahrungen

Der Tessiner Verein Atgabbes ermöglicht Menschen mit und ohne Beeinträchtigung sowie den sie begleitenden Freiwilligen aussergewöhnliche Ferienerlebnisse. In den Sommerlagern entstehen Freundschaften zwischen den Teilnehmenden – und die Freiwilligen wachsen zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen.

Von Elisabeth Seifert

In diesen Tagen und Wochen schwärmen sie in alle Himmelsrichtungen aus: Über 300 Freiwillige des Tessiner Vereins Atgabbes verbringen gemeinsam mit Kindern, Jugendlichen sowie Erwachsenen mit und ohne Beeinträchtigung einen Teil ihrer Sommerferien. In insgesamt 25 Lagern sorgen sie im Verlauf der langen Ferienzeit in der Sonnentube der Schweiz für Spass, Abwechslung, Entdeckungen – und soziale Kontakte zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Art.

Die Lager, deren Aktivitäten allesamt von Freiwilligen im Alter zwischen 18 und 75 Jahren vorbereitet und durchgeführt werden, dauern jeweils ein bis zwei Wochen. Etliche davon finden direkt im Tessin statt, ganz besonders jene, bei denen die Teilnehmenden jeweils zu Hause übernachten. Mehrere Gruppen von Freiwilligen und Erwachsenen mit eher leichteren Behinderungen zieht es neben der Schweiz ins umliegende Ausland, nach Italien oder Frankreich etwa.

Ein grösserer Teil der Freiwilligen indes reist für zwei Wochen mit den ihnen anvertrauten Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen an einen Ort in der Schweiz, wo sie sich in einem gemieteten Haus einrichten und von dort aus Aktivitäten und Exkursionen unternehmen. Eine Mehrheit

dieser als «Colonie» bezeichneten Sommerlager sind inklusiv organisiert: In zwei Lagern für Kinder begleiten jeweils 20 Freiwillige 10 Kinder mit und 10 Kinder ohne Behinderung. Gleiches gilt für zwei weitere Lager, die sich an Jugendliche richten. Und inklusiv sind auch drei «Colonie» für erwachsene Menschen mit Behinderung organisiert, wo neben den Freiwilligen Kinder ohne Behinderung mit dabei sind.

An einer inklusiven Zukunft arbeiten

Neben dem ohnedies schon breitgefächerten Lagerangebot verfolgt der Verein seit kurzer Zeit noch ein weiteres Projekt: Eine Freiwillige oder ein Freiwilliger von Atgabbes nimmt gemeinsam mit einem Kind oder auch einem Jugendlichen mit Behinderung an Sommeraktivitäten regionaler Sportvereine, der Pfadi, von Gemeinden und Kirchen teil. «Unser eigenes Lagerangebot für Kinder und Jugendliche ist für die grosse Nachfrage aufseiten der Eltern schlicht zu klein», meint Tiziana Jurietti, die Geschäftsführerin von Atgabbes, und fügt bei: «Im Hinblick auf eine inklusive Zukunft sollten die Sommeraktivitäten der vielen Vereine für alle Menschen offen sein. Irgendwann werden unsere Sommerferienangebote hoffentlich gar nicht mehr nötig sein», →



Jugendliche mit und ohne Behinderung in einem Sommerlager des Vereins Atgabbes. Foto: Atgabbes

beschreibt die Atgabbes-Geschäftsführerin das Ziel. Neben eigenen Freiwilligen ermöglicht Atgabbes denn auch all den Vereinen und Organisationen, die Sommeraktivitäten anbieten, Freiwillige in der Begleitung von Menschen mit Behinderung auszubilden. Die Bereitschaft der Vereine, eigene Freiwillige für solche Begleitaufgaben zu stellen, sei grundsätzlich vorhanden, beobachtet Jurietti. Es sei aber schwierig, pro Kind eine freiwillige Person zu finden. Zudem sind in den gesetzlichen Bestimmungen für die «regulären» Lager noch keine zusätzlichen Ressourcen für Kinder mit Beeinträchtigung vorgesehen.

Gegründet im Jahr 1967, ist der Verein Atgabbes aufgrund der Sommer für Sommer durchgeführten Ferienlager heute den meisten Tessinerinnen und Tessinern ein Begriff. Jurietti: «Auch wenn nicht alle den Namen Atgabbes kennen, wissen sie, dass wir Freizeitaktivitäten für Menschen mit Behinderung organisieren.» Seit der ersten «Colonia» auf dem Monte Ceneri im Jahr 1969 bilden die Sommerlager

die am besten bekannte Aktivität von Atgabbes. Mehrere tausend Freiwillige haben sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte vor allem in diesem Bereich engagiert. Und viele heute längst erwachsene Personen haben als Kinder oder Jugendliche an den inklusiven «Colonie» teilgenommen.

Darüber hinaus bilden ehrenamtlich Tätige den kantonalen Vorstand des Vereins sowie die regionalen Gremien. Mehrheitlich Fachpersonen engagieren sich indes für die verschiedenen spezialisierten Angebote des Vereins, darunter Spielgruppen, Weiterbildungskurse und Beratungsangebote. Atgabbes ist heute der Tessiner Kantonalverband der beiden Vereinigungen Insieme Schweiz und Cerebral Schweiz.

Kinder werden als Erwachsene zu Freiwilligen

Ob in den 1960er-Jahren, wo nach der Einführung der IV die ersten professionellen Strukturen im Behindertenbereich entstanden sind, oder heute: Ohne die vielen Freiwilligen gäbe es im Tessin, aber auch in anderen Teilen der Schweiz

kaum ein so breites Freizeit- oder Ferienangebot – und damit auch nicht die Möglichkeit zur Teilhabe an der Gesellschaft.

Auch wenn die Sommerlager von Atgabbes weitherum bekannt sind, kommen die Freiwilligen nicht einfach von selbst. Im Jahr 2023 etwa rekrutierte der Verein 115 neue Freiwillige. Wesentlich an deren Rekrutierung beteiligt ist Paola Bulgheroni, sie ist verantwortlich für den Bereich Freizeit innerhalb von Atgabbes. Eine wichtige Rolle spielen die Mund-Propaganda, betont sie, aber auch die Werbung über die sozialen Medien. Bewährt haben sich zudem regelmäßige Präsentationen an Universitäten, Fachhochschulen, Höheren Fachschulen und Berufsschulen. Im Tessin selber, aber auch in der Romandie sowie in der Deutschschweiz – überall dort, wo Tessinerinnen und Tessiner studieren. Bulgheroni: «Wir sprechen in diesen Präsentationen insbesondere Lernende und Studierende aus dem Sozial- und Gesundheitsbereich an.» Willkommen seien natürlich auch Freiwillige aus anderen Berufen.

Viele der Freiwilligen haben indes einen entsprechenden beruflichen Hintergrund und sind jung, nämlich zwischen 18 und 30 Jahre alt. Auch Paola Bulgheroni hat seinerzeit ein Studium in der Heilpädagogik absolviert – und war während ihres Studiums und danach für mehrere Jahre als Freiwillige in den «Colonie» tätig. Ihre Verbindung zu den inklusiven Sommerlagern hat dabei schon viel früher begonnen – als 10-Jährige in einem Kinderlager. Sie nahm in der Folge – noch als Minderjährige – an weiteren Lagern teil, bis sie schliesslich gemeinsam mit anderen Freiwilligen solche Lager selbst leitete. Und: Paola Bulgheroni, heute 30, ist mit dieser Geschichte kein Einzelfall.

Magische Erlebnisse

Aufgrund ihrer langjährigen Verbundenheit mit dem Verein kann sie auf authentische Art und Weise für die Freiwilligenarbeit werben. Und was ist es jetzt, das die ehrenamtliche Arbeit in den Ferienlagern für sie so attraktiv macht? Sie überlegt kurz und sagt dann mit einem Lächeln im Gesicht: «Die Erfahrungen, die wir hier machen dürfen, haben mit Magie zu tun.»

Sie spricht damit besonders das Engagement in den «Colonie» an, wo jeweils eine Gruppe von Freiwilligen gemeinsam mit Kindern, mit Jugendlichen oder mit Erwachsenen während zweier Wochen eine intensive Zeit verbringt. Und dies oft nicht nur während eines Sommers, sondern über mehrere Jahre hinweg. «Im Bereich der «Colonie» streben wir Kontinuität an», betont Paola Bulgheroni. Die Teilnehmenden mit Behinderung haben oft schwerere Beeinträchtigungen und seien deshalb auf stabile Beziehungen angewiesen.

Die Freiwilligen sowie die Teilnehmenden mit und ohne Behinderung, die sich jedes Jahr erneut treffen, wachsen auf diese Weise zu einer verschworenen (Ferien-)Gemeinschaft zusammen. «Gerade auch teilnehmende Kinder und Jugendliche ohne Behinderung machen auf diese Weise inklusive Erfahrungen, die ihr ganzes weitere Leben prägen», weiss

«Wenn 20 Freiwillige während zweier Wochen auf partnerschaftliche Weise Entscheide fällen müssen, ist das keine einfache Sache. Man lernt dadurch aber auch, Verantwortung zu übernehmen.»

Paola Bulgheroni, Verein Atgabbes

Paola Bulgheroni. «Es entstehen in den Lagern auch immer wieder Freundschaften zwischen Kindern mit und ohne Behinderung.» Für sie persönlich war ganz besonders auch die Gemeinschaft mit den anderen Freiwilligen von zentraler Bedeutung: «Die Freiwilligen sind so etwas wie Familie für mich geworden, beste Freundinnen und Freunde.»

Unterstützung und Beratung

Die Vorbereitungsarbeiten und die Durchführung der «Colonie» sind allerdings mit viel Arbeit verbunden und bringen auch so manche Herausforderung mit sich. Bei der Planung der Aktivitäten etwa müsse berücksichtigt werden, dass sich diese für Menschen mit und ohne Behinderung eignen. Für Paola Bulgheroni ist es immer wieder erstaunlich, mit welcher Kreativität und Energie die Gruppen hier ans Werk gehen. Und: «Wenn 20 Freiwillige während zweier Wochen auf partnerschaftliche Weise Entscheide fällen müssen, ist das keine einfache Sache.» Man lerne dadurch aber auch, Verantwortung zu übernehmen.

Selbst wenn viele der Freiwilligen in Sozial- oder Gesundheitsberufen tätig sind, stellt sie die Begleitung von Menschen mit Mehrfachbehinderungen oder mit einem herausfordernden Verhalten doch immer wieder vor eine schwierige Aufgabe. «Erfahrene Freiwillige helfen weniger Erfahrenen», so Paola Bulgheroni. Zudem biete der Verein mittels interner oder auch externer Schulungen Unterstützung an. Und: Vor den Einsätzen in Sommer finden regelmässig Besprechungen statt, in denen die Freiwilligen auf die spezifischen Probleme der begleiteten Menschen vorbereitet werden.

Die Erfahrungen, welche die Freiwilligen machen, werden ihnen in einem Zertifikat bestätigt. Bulgheroni: «Die vielen jungen Menschen können so Berufserfahrungen sammeln und diese im Lebenslauf ausweisen.» Abgeschlossen wird der Sommer jeweils mit einem Apéro für all die vielen Freiwilligen. «Ihr Einsatz soll ein positives Erlebnis sein, sodass sie auch im nächsten Jahr wieder kommen.» ■

kurz & knapp

kleiner auffällig deformierter Knochen aus Funden aus der Cova-Negra-Höhle bei Valencia, der zu einem Kind gehört, das wahrscheinlich das Down-Syndrom hatte. **Behinderung:** Prothesen, Rollstühle, Hörgeräte oder Perücken: Der Bundesrat will Massnahmen treffen für eine Verbesserung der Situation von Menschen mit Behinderungen, die auf Hilfsmittel angewiesen sind. Sie sollen künftig technisch möglichst fortschrittliche Geräte erhalten. **Alter I:** Die Spitex-Mitarbeitenden pflegen und betreuen immer mehr Menschen in der Schweiz, zudem werden die Situationen immer komplexer und aufwendiger. Dies bestätigt eine Spitex-Studie, die bei der ZHAW in Auftrag gegeben wurde. **Alter II:** Der Verein «Treffpunkt Demenz und Kultur» bietet das Angebot «Atelier Mobile» an. So können demente Menschen, ob in Institutionen oder zuhause lebend, im Museum Rietberg, begleitet von Fachpersonen, malen und sich auf diese Weise gestaltend ausdrücken.

Kinder & Jugendliche: Neandertaler waren sehr soziale Menschen: Sie sorgten für ein behindertes Kind – sechs Jahre lang bis zu seinem Tod. Dies belegt ein

Körper, Liebe und Sexualität

Jugendliche und junge Erwachsene mit Lernschwierigkeiten sollen künftig die Möglichkeit erhalten, sich selbstständig oder mit selbst gewählter Unterstützung zu Körper, Liebe und Sexualität zu informieren. Ein internationales Projekt der Hochschule Luzern und der deutschen Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hat dafür unter dem Projektnamen «herzfroh 2.0» neue Materialien entwickelt. Dazu gehört unter anderem ein digitales Spiel («Serious Game») zu Freundschaft, Liebe und Konsens. Sexuelle Selbstbestimmung, soziale Teilhabe und der Schutz der sexuellen Integrität sind allesamt Inhalte der UN-Behindertenrechtskonvention.

Mitten im Leben und dement

Es sind Mütter, Partner und Kolleginnen, nicht einmal 40 Jahre alt, die plötzlich zuhause und in der Öffentlichkeit ausfällig werden. Bisher unbescholtene Männer und Frauen, die beispielsweise auf einmal anfangen zu stehlen, leiden unter einer Form der Demenz, die noch weitgehend unbekannt ist. Es handelt sich um die Frontotemporale Demenz (FTD), bei der Nervenzellen im Stirnhirn und im Schläfenlappen absterben. Rund 10 Prozent aller Personen, die unter einer Demenz leiden, sind von FTD betroffen. Die mangelnde Krankheitseinsicht, fehlendes Taktgefühl, enthemmtes Verhalten, fehlende Empathie und die Unberechenbarkeit der Erkrankten machen den Angehörigen sehr zu schaffen. Weil zu Beginn der Krankheit Verhaltensveränderungen im Vordergrund stehen, kommt es nicht selten zu Verwechslungen mit psychischen Störungen. Im Buch kommen Angehörige zu Wort – sie berichten, wie sich ihr Papi oder ihre Partnerin langsam verändert und wie sie damit umgehen. Die Autorin ist als Sozialarbeiterin schon lange in der Begleitung von Angehörigen engagiert, die ihre von FTD betroffenen Familienmitglieder betreuen.

Margrit Dobler: «Mitten im Leben und dement. Frontotemporale Demenz verstehen», Rüffer & Rub Cares, erscheint im September 2024.



Roadshow Neue Technologien – Neues Alter(n)?

Die Technologie-Roadshow «Neue Technologien – Neues Alter(n)?» hat das Ziel, die Bevölkerung über den aktuellen Stand von verfügbaren Alterstechnologien zu informieren. Während einer Woche werden nach 2022 und 2023 auch in diesem Jahr zum letzten Mal verschiedene Städte in der ganzen Schweiz angefahren – und zwar vom 16. bis 20. September. Der barrierefreie grosse Anhänger wird mit vielen Technologien ausgestattet sein, die ältere Menschen im Alltag unterstützen. Die Informationsveranstaltung wird auf Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch stattfinden. Mit der Roadshow will das interdisziplinäre Netzwerk AGE.INT eine breite Öffentlichkeit erreichen sowie Anspruchsgruppen mobilisieren und zusammenführen. Ausserdem möchte es mit der Bevölkerung in Dialog treten, um zu spüren, welche Ängste und Skepsis gegenüber neuen Hilfsmitteln und Technologien bestehen.

age-int.ch/aktuelles/roadshow-2024



Szene an der Preisverleihung vom letzten Jahr. Foto: Céline Meyer

Gesucht: Produkte für den Socialstore Award 2024

Der Socialstore Award zeichnet jährlich innovative und nachhaltige Eigenprodukte aus, die Mitarbeitende mit Behinderungen herstellen. Die Herstellungsbetriebe können ihre ausgewählten Produkte in vier verschiedenen Kategorien einreichen, darunter gibt es jeweils eine spezifische Förderkategorie. Dieses Jahr ist es die Mitwirkung, bewertet wird der Grad des partizipativen Prozesses. Mitreden und mitbestimmen, was produziert werden soll, wirkt identitäts- und sinnstiftend. Partizipation ist ein Querschnittsanliegen der UN-BRK und auch für Integrationsbetriebe massgebend. Sie gilt als Leitstern auch für die Produktentwicklung und -herstellung, wobei hier betriebswirtschaftliche Faktoren einschränken können. Produkte können in den Kategorien Mitwirkung, Deko & Wohnen, Kinder & Spiele und Firmengeschenke noch bis am 10. September eingereicht werden. socialstore.ch/de/award2024

Rezept für ein langes Leben

Ein sardisches Bergdorf, Perdasdefogu, gilt als Weltrekordhalter der Langlebigkeit. Forscher italienischer und internationaler Universitäten haben ein paar Faktoren entschlüsselt und forschen weiter dazu. Sie wollen die DNA von 13 000 überdurchschnittlich alten Einwohnern der ostsardischen Provinz Ogliastra sequenzieren. Langlebigkeit ist jedoch nicht nur guten Genen zu verdanken, auch Ernährungsgewohnheiten und Lebensumstände haben einen grossen Einfluss. Die University of Washington in Seattle hat jüngst Prognosen zur Langlebigkeit bis 2050 veröffentlicht. Danach gehören heute wie in Zukunft zu den Top-20-Staaten reiche Länder wie die Schweiz, Singapur, Südkorea und Japan. Dazu kommt ein «langlebiger Bereich» in Italien, Frankreich, Portugal und Spanien. Ein entscheidender Faktor dabei ist die mediterrane Diät. Dazu kommt aber, so die neue Forschung, auch eine spezifische Lebensform in diesen Ländern. Dörfer und Städte sind dicht besiedelt, sodass die Menschen zu Fuss unterwegs sind. Vor allem aber verlebt man die Zeit nach Feierabend gemeinsam mit Familie, Freunden und Nachbarn draussen auf der Piazza. Insofern lautet das Rezept: gesunde Ernährung, viel Bewegung sowie Geselligkeit.

Immer wieder neue Ideen seit mehr als drei Jahrzehnten



Beat und Susanne Hirschi, 62- und 61-jährig, an ihrem langjährigen Wirkungsort: dem Alterszentrum Jurablick in Niederbipp BE. Foto: zvg

Seit fast 35 Jahren leiten Beat und Susanne Hirschi das Alterszentrum Jurablick in Niederbipp BE. «Wir sind wohl derzeit eines der langjährigsten Heimleiterpaare der Schweiz», vermutet Beat Hirschi. Und: Sie sind der Zeit immer ein Stück voraus. Ihr Zentrum haben sie längst nach den Bedürfnissen der Babyboomer ausgerichtet, die selbstbestimmt alt werden wollen.

Von Claudia Weiss

Konzentriert schaut Lina Arn auf den grossen Bildschirm an der Wand vor ihr. Auf dem Display flitzt ein gezeichneter Marienkäfer zwischen zwei Reihen von Sonnenblumen hindurch. Diesen kann sie steuern, indem sie mit dem Fuss auf einen der vier Pfeile tippt: Tippen rechts, tippen hinten, ja, sie hat die Sternblume erwischt, ein Extrapunkt, tippen rechts, tippen links, und flink ist sie dem Kaktus ausgewichen.

Die muntere alte Dame strahlt, sie hat sichtlich Spass am «Kogni-Training», dem motorisch-kognitiven Training, das im Alterszentrum Jurablick in Niederbipp seit ein paar Jahren zu den fixen Angeboten der Aktivierung zählt. Zwei- bis dreimal pro Woche steht sie auf dem «Dividat Senso»-Gerät, das extra für alte Menschen entwickelt wurde, und tippt wie beim Spiel «Ladybug» energisch mit dem Fuss auf die entsprechenden Tasten am Boden. Dabei sieht man ihr die 93 Jahre kein bisschen an. «Dieses Training gefällt mir sehr», erzählt Lina Arn munter. «Es hält mein Hirn fit!» Oft herrscht ein regelrechter Andrang vor dem Gerät, bis zu fünf Leute warten manchmal in den gemütlichen Sesseln, bis sie an die Reihe kommen.

Ein breitgefächertes Angebot

Anregung, körperliche und mentale Fitness und abwechslungsreiche Aktivitäten – diese Elemente hat Geschäftsführer Beat Hirschi schon lange in das Angebot des Alterszentrums Jurablick eingebaut. «Heute ist es keine Challenge mehr, 90 Jahre alt und älter zu werden», erklärt er. Die Babyboomer, die nicht nur sehr alt werden, sondern sehr fit bleiben wollen, stünden in den Startlöchern. Und, das spürt er schon länger, diese Bewohnerinnen und Bewohner wollen vital und selbstbestimmt am Leben teilhaben: «Sie haben klare Anforderungen, und die alte Heimmentalität zieht nicht mehr.»

Das bedeutet für ihn vor allem, dass diese Bewohnenden nicht mehr damit zufrieden sind, abseits in einem Haus im Nirgendwo Zeit abzusetzen und sich zu langweilen. «Nein, sie wollen bei den Leuten sein.» Die Häusergruppe des Alterszentrums Jurablick bietet genau das: Das Zentrum mit

den 80 Pflegeplätzen, 60 Alterswohnungen und einer Tagesstätte mit 15 Plätzen zur Entlastung von pflegenden Angehörigen liegt fünf Gehminuten vom Bahnhof Niederbipp. Unterwegs kommt man an einem Coop und einer Migros vorbei, an einer Bäckerei, der Post und einem Restaurant – man könnte sagen, der Jurablick liegt sozusagen im Herzen des Dorfs. Genau eine solch zentrale Lage sei heute sehr gesucht, sagt Hirschi zufrieden: «Hier findet das Leben statt!»

Sich verändernden Bedürfnissen anpassen

Beat und Susanne Hirschi, 62- und 61-jährig, amten seit fast 35 Jahren als Geschäftsführer im Jurablick. «Wir sind wohl eines der langjährigsten Geschäftsführerpaare», vermutet Beat Hirschi mit einem Lächeln. Gemeinsam übernahmen die Psychiatriepflegefachfrau und der Psychiatriepflegefachmann 1989 das Alterszentrum, und bei allen Neuerungen überlegten sie, wie sie selbst dereinst im Alter gerne leben würden. Dadurch entwickelten sie laufend neue Ideen und wurden damit vielleicht tatsächlich zum ältesten, aber zugleich zum sehr modernen Heimleiterpaar. Susanne Hirschi, die anfangs noch gedacht hatte, sie würde in der Alterspflege mit anpacken, kümmerte sich dann vor allem im Hintergrund um ihre zwei Kinder und um die Administration. Und sie hielt ihrem Mann den Rücken frei, damit er Visionen und innovative Ideen entwickeln konnte. Schon lange, bevor die Vision Wohnen in Alter von Curaviva ein Thema wurde, war für Hirschi klar: «Babyboomer wollen nicht in ein Altersheim.»

Aber sie wollen so wohnen, dass alles in ihrer Nähe, gut erreichbar und barrierefrei ist und dass sie bis zuletzt selbstständig in ihrer Wohnung bleiben können. Und Anschluss an das Leben im Dorf haben. Vor ein paar Jahren hat Beat Hirschi deshalb im neuen Anbau des Alterszentrums Jurablick auf 500 Quadratmetern ein Fitnesscenter eingerichtet. In diesem können Bewohnerinnen und Bewohner, aber auch Mitarbeitende und Leute aus dem Dorf trainieren. Hirschi führt durch den Raum und plaudert kurz mit dem Leiter des Centers. Der älteste Benutzer des Fitnesscenters ist 99 Jahre alt, ab 15 Jahren werden Junge zugelassen. Hirschi →

freut sich: «Theoretisch können sich in diesem Raum vier Generationen treffen», sagt er, und schmunzelt: «Hier können Enkel neben ihren Grosseltern trainieren.» Sowohl den Externen wie den Bewohnenden stehen fünf Physiotherapeutinnen und -therapeuten zur Verfügung, ausserdem beherbergt das Zentrum eine Arztpraxis und die Spitex Oberaargau Land.

Wohnungen für die Babyboomer

Beat Hirschi zeigt durch das Fenster auf die alte Scheune hinter dem Hauptgebäude, die zum Grundstück gehört. Sie ist denkmalgeschützt, aber sollte er die Genehmigung bekommen, sie dennoch abzureissen, möchte er dort eine Reha-Abteilung einrichten, in der sich Menschen nach einem Unfall zwischen Spital und Zuhause erholen könnten. Daneben, er sieht es schon vor sich, könnte sich eine Apotheke einmieten und eine Abteilung für Akut- und Übergangspflege. Und er könnte zusätzliche Alterswohnungen bauen. «Ein Riesenbedürfnis.»

Beat Hirschi klingelt bei Heinz Flückiger, 83 Jahre alt. Flückiger, ehemaliger Spitaldirektor, hat sich bereit erklärt, die 3 1/2-Zimmer-Alterswohnung zu zeigen, in der er mit seiner Frau Nelly seit drei Jahren wohnt. Er führt durch die elegant eingerichtete Wohnung, die Räume sind hell, grosszügig, mit einem Balkon über die ganze Länge, einem abgetrennten Wintergarten und eingebautem Reduit mit Wäscheturm – eine rollstuhlgängige und pflegeleichte, aber ausgesprochen attraktive Wohnung. Und mit 1700 Franken Mietzins gut zahlbar – inklusive Fitnessabo, Veranstaltungen und wöchentliche Ausflüge. «Da werden auch die Babyboomer kommen», ist Hirschi überzeugt. Sämtliche Zusatzdienste wie Mahlzeiten, Putz- und Pflegeleistungen hingegen sind im Jurablick separat buchbar: Hirschi will niemandem eine Leistung aufdrängen.

Viele Bewohnende sind auffallend fit

Und doch funktioniert auch der Pflegebereich einwandfrei. Das hat Heinz Flückiger bereits unfreiwillig getestet: «Ich habe per Irrtum auf den Notfallknopf gedrückt», erzählt er. Und: «Es dauerte knapp zwei Minuten, bis zu meinem Erstaunen eine Pflegefachfrau vor der Tür stand.» Soeben kommt seine Frau Nelly vom Fitnessstraining zurück. Nach dem Duschen wird sie gemeinsam mit ihrem Mann in der modernen Küche ein Mittagessen vorbereiten, wie sie es in jeder eigenen Wohnung machen würden. Und manchmal fahren die beiden in die Ferien ins Tessin: keine Spur von Abwarten im Altersheim. Geschäftsführer Beat Hirschi nickt. Genau so kann er sich sein Leben im Alter auch vorstellen. «Das wird die Zukunft sein», erklärt er. Und die Nachfrage gibt ihm recht: Er hat eine Liste mit 88 Anmeldungen für die Wohnungen, 30 möchten am liebsten sofort einziehen. Für die Pflegebetten in Zentrum, figurieren derzeit 400 Personen auf der Warteliste.

Beat Hirschi führt zur Eingangshalle, er ist sichtlich stolz auf das Alterszentrum, das er und seine Frau gemeinsam mit

dem Vorstand und den Mitarbeitenden über all die Jahre entwickelt haben. Aus einem Haus mit anfänglich 42 Pflegebetten ist ein ganzes Zentrum geworden, das Anfangsteam von 18 Mitarbeitenden ist auf eine Truppe von 120 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern angewachsen. Ob es ein Zufall ist: Aber sämtliche Bewohnerinnen und Bewohner, die an diesem Tag im Training, auf den Gängen oder im Restaurant unterwegs sind, wirken auffallend vital. Viele von ihnen sind weit über 90, drei werden dieses Jahr gar 100 Jahre alt. Hirschi schmunzelt. Er ist überzeugt, dass es Angebote wie das «Kogni-Training» oder der Fitnessraum sind, die mithelfen, dass so viele Hochaltrige so gut in Form sind. Und die Offenheit des Alterszentrums, das mit den vielen Angeboten so lebendig ist, dass sogar Enkelkinder gerne zu Besuch kommen. Soeben setzen sich im hellen Speisesaal zwei Enkelkinder zu einer der Bewohnerinnen an den Tisch. «Sie essen jede Woche hier mit ihrer Grossmutter zu Mittag», sagt Hirschi zufrieden.

«Das Leben hereingeholt»

Wenn im grossen Saal eine Veranstaltung stattfindet, begrüsst er immer viele Angehörige. Der Saal bietet sogar die Möglichkeit für Live-Übertragungen, damit alle, die bettlägerig oder krank sind, die Veranstaltungen in ihrem Zimmer mitverfolgen können. Für diese Einrichtung erhielt die Institution von der Age Stiftung 200 000 Franken. Hirschi nickt und fasst zusammen: «Wir haben das Leben hereingeholt.»

Inzwischen ist Brigitte Morone, die im Alterszentrum für das «Kogni-Training» und das VitaFit-Turnen zuständig ist, mit dem heutigen Programm fast durch. 19 verschiedene Spiele hält sie für die Bewohnenden im Sortiment bereit, «Arrows» und «Flexi» für exekutive Funktionen, oder «Cloudy» und «Lumina» für die Balance: Alle dürfen wählen, auf welche Spiele sie an diesem Tag Lust haben. «Nehmen wir ein Spiel neu ins Angebot auf, teste ich es jeweils zuerst selbst», erklärt sie. Dabei staunt sie immer wieder, wie flink die teils hochbetagten Bewohnerinnen und Bewohner sich dabei anstellen.

Bethli Bieri hat inzwischen geduldig gewartet, jetzt stellt sie sich bereit. «Ich mache am liebsten die Spiele, bei denen man so richtig denken muss», sagt die Bewohnerin dezidiert. Für sie hat Brigitte Morone «Arrows» vorbereitet. Bethli Bieri legt konzentriert los. Und auch sie wirkt trotz ihrer 94 Jahre so munter, dass man sich unwillkürlich fragt, ob es die Niederbipper Luft ist, die so fit hält? Oder das «Kogni-Training»? Oder vielleicht ist es das ganze Ensemble im Alterszentrum Niederbipp – jenem Ort voller Leben. ■

«Die Sonderschule muss ein Teil der Regelschule werden»

Die Umsetzung der integrativen Schule hat es vielerorts schwer. Zu denken gibt Romain Lanners*, Direktor am Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik, vor allem, dass das Sonderschulangebot über die letzten 40 Jahre ausgebaut worden ist. Er wünscht sich eine verbesserte Zusammenarbeit von den Regel- und den Sonderschulen.

Interview: Elisabeth Seifert

Herr Lanners, die Schweiz bekennt sich zur integrativen Schule, mit der Umsetzung aber harzt es – und es verschaffen sich Stimmen Gehör, die wieder die Rückkehr zu Klein- oder Sonderklassen fordern. Was sagen Sie?

Die Diskussion wird sehr emotional und damit längst nicht immer sachlich geführt. Und es sind in der Regel die lautesten, kritischen Stimmen, die sich Gehör verschaffen. Zudem versteht sich jeder als Bildungsexperte, obwohl das längst nicht alle sind. Unabhängig davon gibt es aber tatsächlich Probleme: Ein Teil der Lehrerschaft ist unzufrieden. Dies hat auch damit zu tun, dass sich unsere Gesellschaft verändert, die Schule aber mit diesen Veränderungen nicht Schritt hält.

Wenn man von den Problemen mit der integrativen Schule spricht, meint man oft Schwierigkeiten im Umgang mit verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern.

Bei der Diskussion rund um auffälliges Verhalten muss man berücksichtigen, dass dieses sehr heterogen ist. Verhaltensauffälligkeiten können systembezogen sein, nämlich Unter- oder Überforderung im Unterricht oder eine komplexe familiäre Situation. Sie können aber auch personenbezogen sein: psychische Erkrankungen oder Autismus-Spektrums-Störungen (ASS) sind hier Beispiele. Wenn es unruhig ist in einer Klasse, können Kinder mit ASS schnell die Kontrolle verlieren. Wir haben die Tendenz, auf solche unterschiedliche Problemlagen eine homogene Antwort zu geben.

Gibt es heute mehr verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler?

Das wissen wir in der Schweiz nicht so genau. Wir führen keine Statistiken zu den Schwierigkeiten, welche die Schülerinnen und Schüler haben. Ob diese eher die sozial-emotionale Entwicklung, also das Verhalten betreffen, oder ob sie im kognitiven oder im motorischen Bereich angesiedelt sind. Es besteht aber der Eindruck, dass Verhaltensauffälligkeiten zunehmen.

Sie haben es bereits erwähnt: Wir suchen die Antwort in einer homogenen Schule.

Die Problematik ist komplex, und wir hatten, vor allem früher, drei Antworten dafür: die Regelschule für jene, die einer bestimmten Norm entsprechen, und für die anderen die Sonder- →

klassen und die Sonderschule. In der Zwischenzeit wissen wir längst, dass Lernen sehr heterogen ist. Nicht jeder lernt das Gleiche zur gleichen Zeit, die Vorlieben für gewisse Fächer ändern sich, auch Verhaltensauffälligkeiten dauern nicht für immer an. Die Herausforderung besteht darin, auf die heterogenen Problemstellungen auch heterogenere Antworten zu finden.

Und trotzdem wollen etliche wieder zur Separation zurück...

Für die Lehrpersonen der Regelschule scheinen die Probleme damit gelöst, nicht aber für die Schülerinnen und Schüler. Die Frage ist nämlich, ob er oder sie in der Sonderklasse oder auch in der Sonderschule eine Antwort auf seine respektive ihre Probleme erhält. Kinder und Jugendliche mit Verhal-

tensauffälligkeiten oder Sprachschwierigkeiten in Sonderklassen zu unterrichten, bedeutet, sie immer wieder mit den gleichen Problemen zu konfrontieren. Wir wissen heute: Lernen in heterogenen Klassen ist für alle positiv, auch für die Starken. Und zudem gibt es auch eine soziale Komponente: Werden Schülerinnen und Schüler, die in homogenen Klassen aufwachsen, auf ein Leben in einer zunehmend heterogenen Gesellschaft vorbereitet? Ich denke, das ist nicht der Fall.

Verfügt die Regelschule aber nicht ganz einfach über zu wenig Ressourcen, um mit der Heterogenität klarzukommen?

Das Problem besteht vor allem darin, dass wir in der Schweiz immer noch zwei Parallelsysteme haben: zwei Säulen oder zwei Silos, die Regelschule und die Sonderschule. Jedes System für sich funktioniert gut. Was aber nicht funktioniert, ist die Zusammenarbeit zwischen den beiden Systemen.

Sonderschulen binden Ihrer Meinung nach Ressourcen, welche Regelschulen brauchen würden, um mit komplexen Situationen zurechtzukommen?

Wir haben in der Schweiz die nötigen Ressourcen, wir sind gut dotiert. Sonder- und Regelschulen müssen aber besser zusammenarbeiten. Es geht um den Know-how-Transfer. Dafür müssen wir unsere Gewohnheiten ändern und uns vom Silodenken verabschieden: Die Regelschule entlastet sich mittels der Sonderschule von schwierigen Schülerinnen und Schülern. Damit verhindern wir aber, dass diese ihr Potenzial ausschöpfen und ihre Integration verbessern. Wir müssen die Systeme näher zueinander bringen. Statt einer verbesserten Zusammenarbeit verstärken wir aber das Silodenken, indem wir die Sonderschule sogar noch ausbauen ...

Die Sonderschulen bauen aus – das müssen Sie näher erläutern.

Wenn wir die Statistik der letzten 40 Jahre genauer anschauen, fällt auf,



Romain Lanners in der Bibliothek an seinem Arbeitsplatz in Bern:
«Die Regelschulen nutzen das Angebot der Sonderschulen, um Probleme auszulagern.» Foto: esf

dass die Kleinklassen bis 2005 angestiegen sind und dann rückläufig waren. Seit wenigen Jahren steigen sie wieder etwas an, was wahrscheinlich auf die aktuellen Krisen und die gesellschaftlichen Veränderungen zurückzuführen ist. Bei den Sonderschulen hingegen verzeichnen wir über die letzten 40 Jahre hinweg einen Anstieg um 30 Prozent: 1980 waren 1,4 Prozent aller Schülerinnen und Schüler in einer Sonderschule, derzeit sind es 1,9 Prozent.

Lässt sich der Anstieg der Sonderschulplätze, zumindest auch, mit abnehmenden Sonderklassen erklären?

Diese Befürchtung besteht, wird aber durch die Statistik nicht bestätigt. Während der Zeit, wo es viele Sonderklassen gab, ist auch die Zahl der Schülerinnen und Schüler in den Sonderschulen gestiegen. Und das Beispiel Obwalden zeigt: Vor gut zehn Jahren hat man dort alle Sonderklassen aufgehoben und befürchtete daraufhin einen Anstieg der Sonderschulplätze. Es gab einen kleinen Anstieg zu Beginn, dieser ist aber schnell wieder verschwunden. Man schaffte es also, die freiwerdenden Ressourcen den Regelklassen zur Verfügung zu stellen.

Wie erklärt sich dann der kontinuierliche Ausbau der Sonderschulplätze?

Die Regelschulen nützen das Angebot der Sonderschulen, um Probleme auszulagern. Das Angebot ist da, die Ressourcen sind da, aber eben ausserhalb der Regelschule. Indem es zu einer solchen Auslagerung kommt, kann sich die Regelschule nicht verändern, weil die nötigen Ressourcen in der Sonderschule sind. Unsere Herausforderung ist, die Zusammenarbeit zwischen Regel- und Sonderschulen zu stärken. Der Ressourcentransfer muss sich verbessern.

Was heisst die gestiegene Sonderschulquote für die Kinder und Jugendlichen mit klassischen Beeinträchtigungen?

Wir haben keine Statistik dazu, stellen aber fest, dass heute mehr Kinder

und Jugendliche mit Sinnesbeeinträchtigungen und mit körperlichen Beeinträchtigungen integriert werden. Bei kognitiven Beeinträchtigungen wird es schwieriger. Viele Kinder mit Downsyndrom sind in vielen Kantonen in der Primarschule integriert, das ist ein guter Anfang. Es gibt klar eine Verbesserung im Vergleich zu früher, auch wenn viele betroffene Eltern mit der Situation nicht zufrieden sind. Bedenklich ist aber vor allem der generelle Anstieg der Sonderschulplätze.

allen die Bergkantone, etwa Obwalden, Nidwalden, Uri, Graubünden, Wallis und das Tessin. Diese Kantone sind sehr integrativ unterwegs. Aufgrund der Geografie war man gezwungen, integrativ zu arbeiten, und es funktioniert.

Wie schaffen solche Kantone die Integration?

Ein grosser Teil der Schülerinnen und Schüler sind hier in die Regelklasse integriert. Kinder mit kognitiven Einschränkungen haben andere Lernziele

«Wir haben in der Schweiz immer noch zwei Parallelsysteme: zwei Säulen oder zwei Silos, die Regelschule und die Sonderschule. Jedes System für sich funktioniert gut. Was aber nicht funktioniert, ist die Zusammenarbeit.»

Romain Lanners

Bemerkenswert ist dies gerade auch vor dem Hintergrund, dass wir seit Jahren von der integrativen Schule reden.

Die Entwicklung ist, wie gesagt, durch die zwei Silos, die Regel- und die Sonderschulen, bedingt, die es zu wenig schaffen, miteinander zu kommunizieren. Und: Wenn ein Angebot da ist, besteht in der Regel auch die Nachfrage danach. Wir haben in vielen Kantonen eine Kultur der Separation, die wir seit Jahrzehnten leben. Dass es auch anders geht, zeigen jene Kantone, die nur über ein kleines Sonderschulangebot verfügen. Dazu gehören vor

oder arbeiten in gewissen Fächern mit jüngeren Kindern oder Jugendlichen zusammen. Es bewähren sich auch altersdurchmischte Klassen, in denen zum Beispiel drei Lehrpersonen drei Jahrgänge gemeinsam unterrichten. In einem solchen Setting ist es sehr gut möglich, Schülerinnen und Schüler gemäss ihren Bedürfnissen gezielt zu fördern, obwohl sie alle zum gleichen Klassenverbund gehören. Wichtig sind auch die Beratung und die Unterstützung der Lehrpersonen, zum Beispiel im Umgang mit verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern. Die Regelschullehrpersonen →

«Die Schulleitungen der Regel- und der Sonderschulen haben eine Vorreiterrolle. Wichtig ist, dass auch die Sonderschulen die Zusammenarbeit mit der Regelschulen wollen.»

Romain Lanners

erleben auf diese Weise einen Know-how-Gewinn.

Sehen Sie Beispiele, wo die Annäherung der beiden Systeme, der Sonder- und der Regelschulen, klappt?

Es gibt viele Einzelbeispiele: zum Beispiel in Martigny im Kanton Wallis: Dort musste man in den 90er-Jahren zwei neue Schulen bauen, eine Regel- und eine Sonderschule. Man hat dann beide Schultypen in einem einzigen Haus integriert. Und das funktioniert auch heute noch: Viele Kinder und Jugendliche sind in die Regelklasse integriert, zum Teil werden sie über eine gewisse Zeit hinweg in separierten Gruppen oder auch in einer Sonderklasse gefördert. Auch diese Sonderklassen gehören aber zum Schulalltag, die Kinder verbringen die Pausen zusammen, wodurch die soziale Integration gelingt. Auffallend ist, dass bei solch guten Beispielen vor allem die Schulen die Treiber sind, nicht die Kantone oder die Politik.

Die Schulleitungen haben also eine Vorreiterrolle?

Ja, und zwar die Schulleitungen der Regel- und der Sonderschulen. Wichtig ist, dass auch die Sonderschulen die Zusammenarbeit mit der Regelschule wollen. Und wie gerade auch das Beispiel Martigny zeigt, macht die

Not erfinderisch: Wenn man eine Sonderschule erweitern muss, könnte man ja stattdessen eine Sonderklasse in einer Regelschule einrichten oder man könnte eine Regelklasse in der Sonderschule integrieren. Es geht darum, Möglichkeiten zu suchen, um aufeinander zuzugehen.

Der Umgang mit einer heterogenen Schülerschaft stellt hohe Anforderungen an die Lehrerschaft: Werden die Regelschullehrpersonen dafür genügend gut ausgebildet?

Reformen müssen bei der Aus- und Weiterbildung anfangen. Junge Lehrpersonen werden heute befähigt, ihren Unterricht zu differenzieren und auf unterschiedliche Bedürfnisse auszurichten. Wichtig sind auch Weiterbildungsangebote und Unterstützung der Lehrpersonen. Sehr gut ist zudem, dass etwa an der PH Bern und der PH FHNW neben der regulären Lehrerbildung auch die Sonderpädagogik-Ausbildung angeboten wird. Es gibt auch gemeinsame Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekte. Das ist aber noch längst nicht in allen Regionen der Schweiz so.

Wo sehen Sie die Zukunft der Sonderschulen?

Ich sehe sie im Rahmen einer Schule für alle. Eine Schule für alle bedeutet, dass alle Schülerinnen und Schüler ge-

meinsam die Schule des Wohnquartiers besuchen und dort eine Antwort auf ihre Bedürfnisse erhalten: Integration in eine Regelklasse, zeitlich begrenzte Einzel- oder Gruppenförderung inner- oder ausserhalb der Klasse, oder auch Besuch einer Sonderklasse. Die Sonderschulen mit Ihrem Know-how werden so zu einem Teil der Regelschule. In der Vergangenheit haben wir spezialisierte Schulen für eine oder mehrere Beeinträchtigungen gebaut und fahren die Schülerinnen und Schüler manchmal über sehr weite Strecken dorthin. Das kostet viel Geld, das man in die Bildung investieren könnte. Wir werden wohl immer Sonderschulen brauchen, aber weniger als heute. Meine Vision sind quartierübergreifende kleine, wenn möglich an Regelschulen angegliederte Sonderschulen für Kinder mit sehr komplexen Bedürfnissen.

Was benötigen wir für die Umsetzung einer Schule für alle?

Es ist ein Projekt der gesamten Gesellschaft, und alle müssen dabei Schritte unternehmen: die Politik, die Hochschulen, die Lehrpersonen, jeder und jede Einzelne von uns. Von zentraler Bedeutung sind, wie gesagt, entsprechende Projekte der Schulleitungen. Hier gibt es bereits sehr innovative Beispiele, und von diesen müsste man mehr reden. Gerade auch die Sonderschulen können von sich aus aktiv solche Projekte angehen. ■

* Romain Lanners, Dr. phil, Jg. 1970, ist Direktor des Schweizer Zentrums für Heil- und Sonderpädagogik SZH

Austausch und Vernetzung als Innovationsmotor

Mittels zweier Ausschreibungen in den letzten zwei Jahren sind im Rahmen des Innovation Booster der schweizerischen Agentur für Innovationsförderung 16 Projektideen aus dem Sozial- und Gesundheitsbereich gefördert worden. Die Projektskizzen sind jetzt in einer interaktiven Übersicht einsehbar. Interessierte sind eingeladen, mit den initiierenden Teams in Kontakt zu treten.

Von Patricia Jungo*

Ein oft genanntes Problem der Dienstleister für Menschen mit Unterstützungsbedarf ist die fehlende Zeit zur Weiterentwicklung und Verbreitung innovativer Lösungsansätze. Als teilweise staatlich finanzierte und somit regulierte Non-Profit-Organisationen werden ihnen vor allem für ihre direkte Arbeit mit Menschen mit Unterstützungsbedarf finanzielle Mittel zugesprochen. In den jeweiligen Leistungsverträgen ist für die Entwicklung und Verbreitung innovativer Ideen kaum ein finanzieller Beitrag vorgesehen. Dabei sind es oft die von den Leistungserbringern aus ihrer Alltagspraxis hervorgehenden Lösungsansätze, die durch gute und effektive Zusammenarbeit aller Betroffenen zu veränderten sozialen Praktiken oder neuen institutionellen Arrangements führen. Diese Ansätze helfen auch dabei, Kosten einzusparen oder gar zu vermeiden. Umso wichtiger ist es, dass innovative Lösungsansätze aus der Praxis weiterentwickelt und sichtbar gemacht werden.

Aus 16 Ideen werden 16 Prototypen

Mit dem Innovation Booster Co-Designing Human Services verfolgt der Verein Innovationsocial, dem auch Artiset angehört, genau dieses Ziel. Innovative Ideen werden über eine Anschubfinanzierung und ein Coaching während rund zehn Monaten unterstützt. So werden Ressourcen frei, um eine vielversprechende Idee zusammen mit unterschiedlichen Akteuren und Adressaten auszuarbeiten, ihren Nutzen und

Mehrwert zu testen, nachzubessern und die Lösung anschließend breit zugänglich zu machen. Der Innovation Booster finanziert Ideen aus allen Sprachregionen und kommuniziert in der Regel dreisprachig, also deutsch, französisch und italienisch. Diese sprachliche Diversität widerspiegelt sich auch in den Titeln der Ideen, die hier bewusst nicht übersetzt werden.

Die 16 geförderten Ideen resultieren aus zwei Ausschreibungen: «Flexible Wohn- und Unterstützungsformen für alternde Menschen» (2022/2023) sowie «Integrierte Dienste und Leistungen im Sozial- und Gesundheitswesen» (2023/2024).

1. Gelebte Inklusion: Sexuelle Orientierung und die geschlechtliche Identität sind spätestens dann nicht mehr Privatsache, wenn Personen sich in die Abhängigkeit einer Alters- oder Pflegeinstitution begeben. Ziel des Projekts ist eine Wegleitung für Pflegeinstitutionen, die Führungskräfte und Mitarbeitende bei der Einführung einer inklusiven Organisationskultur unterstützt.

2. Demenz und Migration: Es fehlt generell an Wissen im Umgang mit Demenz im Migrationskontext. Das hier erprobte Schulungsprogramm soll dazu dienen, in innovativer Art und Weise, zugleich die Dienstleistungs- und die Community-Ebene anzusprechen und zu vernetzen. →



Standbild zur interaktiven Übersicht mit Menschen im Vordergrund. Die Karte zeigt, in welchem der drei Bereiche Soziales, Gesundheit sowie Gesundheit & Soziales eine Idee ansetzt.

Illustration: Esther Solèr

3. Esp'Asse: Mit einem offenen und kollaborativen Ansatz, der zur Entwicklung innovativer Lösungen einlädt, lässt sich ein dynamischer Raum schaffen, der das Zusammenleben und die Zusammenarbeit zwischen den Generationen erleichtert. So entsteht ein anregender Rahmen für die Entfaltung innovativer Projekte mit einer entsprechenden gesellschaftlichen Wirkung.

4. Modello ABAD: Wie sieht die bestmögliche Pflege aus, um so lange wie möglich sicher und mit guter Lebensqualität zu Hause bleiben zu können? Das hier erarbeitete Konzept kann mit einigen wenigen Anpassungen auch in anderen Gemeinden zur Anwendung kommen und sieht die Einbindung lokaler Freiwilligengruppen vor.

5. Musica: Ziel ist die Entwicklung und Umsetzung von Dienstleistungen, die den Zugang zu kollektiven Musikaktivitäten in Pflegeheimen und Tagesstätten erleichtern. Zudem soll der individuelle Zugang älterer Menschen zur Musik gefördert werden.

6. Health Guides: Von einer digitalen zu einer sozialen Innovation zwecks Unterstützung älterer Menschen nach der Entlassung aus dem Spital. Eine Physiotherapeutin oder

ein Physiotherapeut (PT) von Medbase übernimmt die Rolle eines Gesundheitsberaters oder einer Gesundheitsberaterin, um das Bedürfnis älterer Menschen und ihrer Betreuungsperson nach Unterstützung bei der Suche nach einer geeigneten Therapie zu erfüllen.

7. Multisided Platform: Die Plattform soll älteren Menschen den Zugang und den Gebrauch von Alterstechnologien näherbringen und ermöglichen, sei es im privaten Wohnumfeld oder in einer institutionellen Einrichtung. Seniorinnen und Senioren gewinnen einen Überblick über Alterstechnologien, und gleichzeitig geben sie den Herstellenden ein kontinuierliches Feedback zu ihren Produkten und Entwicklungen.

Die interaktive Übersicht zu allen 16 Projekten finden Sie hier:



8. Unterstützungsplattform: Ältere Menschen sollen bei der Nutzung von Technologien durch junge Menschen unterstützt werden. Die Plattform unterstützt eine begleitete Kontaktaufnahme und fördert den Austausch zwischen Seniorinnen sowie Senioren und Studierenden.

9. Ambulante mobile Sozialberatung: Mit diesem unabhängigen und niederschwellig zugänglichen und mobilen Angebot sollen Nutzerinnen und Nutzer von Angeboten in ihrer Lebenswelt unterstützt werden. Hausarztpraxen, Spitex-Organisationen sowie Alters- und Pflegeheime und Spitäler arbeiten eng zusammen.

10. Cancer Survivors: Gefordert ist eine bessere Unterstützung für Krebsüberlebende nach Abschluss ihrer Therapie. So sollen Krebsüberlebende leicht auf Informationen und Ressourcen zugreifen können, um ihre Lebensqualität zu verbessern. Bisherige Lösungen sind oft fragmentiert und schwer zu finden.

11. Disability hub: Damit Unternehmen Personen mit Behinderung erfolgreich integrieren können, wird ein Portal konzipiert, das auf Sensibilisierung, Schulung und Austausch setzt. So entsteht eine Gemeinschaft von Unternehmen, die bereit ist, sich zu engagieren und gute Beispiele aus der Praxis zu teilen.

12. Espace de co-réflexion: Erfahrungswissen hat noch wenig Legitimation und wird kaum mobilisiert, um Dienstleistungen in der Sozialarbeit zu entwickeln, umzusetzen oder zu bewerten. Als Folge gehen Leistungen oft nicht ausreichend auf Bedürfnisse ein und verlieren somit an Relevanz und Wirksamkeit. Mit der Schaffung des Espace de co-réflexion soll diese Situation verbessert werden.

13. Impiego assistito: Der Ansatz der unterstützten Beschäftigung (supported employment) zeigt vielversprechende Resultate bei der beruflichen Eingliederung von Menschen mit Behinderungen im allgemeinen Arbeitsmarkt. Ziel dieser Projektidee ist es, aufbauend auf diesem Ansatz Massnahmen anzustossen, welche die Wirksamkeit des kantonalen Eingliederungssystems stärken.

14. Solidarity map: Menschen in prekären Situationen, die in den Städten der Schweiz leben, befinden sich im toten Winkel der staatlichen Hilfs- und Unterstützungsleistungen. Mit einer onlinebasierten Karte soll leicht zugänglich auf kostenlose Leistungen in der Region hingewiesen werden. Die Karte dient nicht nur zur Selbsthilfe, sondern auch als Instrument, um soziale Bindungen und Austausch herzustellen.

15. Spazio ai giovani: Der Mangel an Raum für junge Erwachsene führt mancherorts zu Diskussionen, besonders wenn Gewalttätigkeiten oder Ausschreitungen die Öffent-

lichkeit aufschrecken. Zusammen mit Jugendlichen und Fachleuten aus verschiedenen Bereichen (etwa Architekten, Schreiner und Schriftsteller) soll in Locarno an einem zentralen Ort in innovativer Weise ein modularer Raum geschaffen werden, der bei Bedarf verschoben werden kann.

16. Zusammen1Plan: Ein niederländisches Modell soll als Vorbild für die Erarbeitung einer schweizerischen Plattform dienen. Das Ziel besteht darin, die Hilfeplanung in der Kinder- und Jugendhilfe kostenfrei, gemeinschaftlich, leicht zugänglich, kooperativ und partizipativ zu gestalten. ■

* Patricia Jungo ist Koordinatorin
Innovation & Wissenstransfer von Artiset.

Anzeige



**chupferhammer
fächerer**

**Tagesstruktur-Platz
in der Fächerer**

Das Tagesstruktur-Atelier, welches vom Verein Chupferhammer betrieben wird, gehört zum Fachmietladen Fächerer. Dieser liegt im neuen Quartier Lokstadt in Winterthur und ist mit dem ÖV sehr gut erreichbar.

Was wir bieten:

- Arbeit im Atelier an diversen Produkten
- es besteht die Möglichkeit individuelle Fähigkeiten einzusetzen und zu erlernen
- Gelegenheit zur Mithilfe im Laden
- Kundenkontakt
- der Platz ist rollstuhlgängig
- Begleitung während der Mittagszeit möglich

Weitere Informationen unter www.faecherer.ch per E-Mail info@faecherer.ch oder Telefon 044 533 79 76

Fächerer | Emil-Krebs-Gasse 10 | 8400 Winterthur

Vitaler Austausch im Dienst der Menschen



Die Delegierten diskutierten in Neuchâtel über ihre Anliegen an Politik und Behörden, nahmen aber auch die Branchen selbst in die Pflicht. Fotos: Matthias Luggen

An der Delegiertenversammlung der Föderation Artiset und ihrer drei Branchenverbände am 25. Juni in Neuchâtel stand mit dem Grundsatzentscheid zu einer neuen Mitgliederbeitrags-Systematik ein zentrales internes Geschäft an. Zu angeregten Diskussionen führten aber auch die Herausforderungen der Branche, allen voran der Personalmangel.

Von Elisabeth Seifert

Mit ihren Grussworten anlässlich der Delegiertenversammlung verband Florence Nater, Präsidentin des Staatsrats des Kantons Neuenburg, ein persönliches Anliegen: «Wir setzen uns im Kanton für die soziale Kohäsion ein», betonte sie. Nater ist Vorsteherin des Departements für Beschäftigung und sozialen Zusammenhalt. Neben ihrem politischen Engagement war sie beruflich immer mit dem Sozialbereich verbunden. Sorgen bereitet ihr gerade auch deshalb die demografische Entwicklung, was dazu führe, so Nater, dass das Personal weniger werde, die Bedürfnisse der zu unterstützenden Personen gleichzeitig aber immer komplexer würden. Gefragt seien politische Lösungen gegen den Personalmangel, unterstreicht sie – und trifft damit ein zentrales Anliegen der Delegierten.

Grosse Mehrheit für neue Beitragssystematik

Im Zentrum der statuarischen Geschäfte (siehe Kasten) standen die Debatte und die Abstimmung über eine neuen Bemessungssystematik für die Mitgliederbeiträge. Nach einer ausführlichen Diskussion folgten die Delegierten mit einer grossen Mehrheit dem Antrag des Vorstands und legten den Personalaufwand als neue Bemessungsgrundlage fest. Eine Minderheit setzte sich, vor allem aus praktischen Gründen, für die Beibehaltung des

bisherigen Systems mit der Anzahl der Pflege- oder Betreuungsplätze als Grundlage ein. Die Befürwortenden eines Systemwechsels argumentierten indes damit, dass immer mehr Artiset-Mitglieder auch ambulante Dienstleistungen anbieten. Aus diesem Grund bilde der Personalaufwand die betrieblichen Realitäten besser ab. Nach diesem Grundsatzentscheid wer-

den in einem nächsten Schritt detaillierte Daten erhoben, damit die drei Branchenkonferenzen Curaviva, Inso und Youvita im Jahr 2025 die Beitragshöhe gestützt auf den Personalaufwand festlegen können. Die Summe der Beiträge wird im neuen System gleich hoch bleiben wie im bisherigen System.

Am Rand der Delegiertenversammlung zeigten sich die Präsidien von Artiset und der drei Branchenverbände zufrieden damit, dass eine grosse Mehrheit der Delegierten dem Vorschlag des Vorstands für eine neue Beitragssystematik gefolgt ist. «Wir werden aber auch die Bedenken aufnehmen und versuchen, diese zu klären», versicherte etwa Marianne Streiff, Co-Präsidentin von Artiset.

Kontinuierlicher Ausbau der politischen Präsenz

Neben der Beitragssystematik beschäftigten die Präsidien und die Delegierten die Herausforderungen der Branche wie der Kostendruck und der Personalmangel. Herausgestrichen wurde in den Referaten und im informellen Austausch aber etwa auch die zunehmend verbesserte Sichtbarkeit von Artiset.

Auf Anfrage des Magazins halten die Präsidien Rückschau auf das Jahr 2023, benennen die politischen Herausforderungen und die Aufgaben, die sich den Leistungserbringern stellen: →

DIE STATUARISCHEN GESCHÄFTE

Genehmigt wurden an der ordentlichen Delegiertenversammlung (DV) ARTISET vom 25. Juni in Neuchâtel folgende Geschäfte:

1. Das Protokoll der ordentlichen DV ARTISET vom 21. Juni 2023 (einstimmig)
2. Der Jahresbericht ARTISET 2023 (einstimmig)
3. Die Jahresrechnung ARTISET 2023 sowie die Decharge-Erteilung (einstimmig)
4. Wahl Revisionsstelle (einstimmig)
5. Neue Beitragssystematik für Mitgliederbeiträge
 - a. Grundsatzentscheid für eine neue Beitragssystematik (49 Ja / 10 Nein)
 - b. Anpassung Mitgliederbeitragsreglement ARTISET (49 Ja / 10 Enthaltungen)



Die Präsidien von Artiset und der drei Branchenverbände am Ufer des Neuenburgersees (von links): Marco Camus (Youvita), Dagmar Domenig (Insos), Marianne Streiff (Co-Präsidentin Artiset), Laurent Wehrli (Co-Präsident Artiset), Marco Borsotti (Curaviva)

Wenn Sie auf das Jahr 2023 zurückblicken: Welches sind Ihre persönlichen Highlights im Rahmen der Verbandsarbeit?

Laurent Wehrli (Co-Präsident Artiset): Der kontinuierliche Ausbau der politischen Präsenz auf nationaler Ebene freut mich sehr. Bei zentralen Themen wie zum Beispiel dem Personalmangel sind wir aktiv. So wirkte Artiset wesentlich an der gemeinsamen Erklärung der Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) sowie der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Pflege mit und will sie auch als Grundlage für den Sozialbereich nutzen.

Marianne Streiff (Co-Präsidentin Artiset): Zudem haben wir mit den politischen Leitlinien der Föderation einen klaren Orientierungsrahmen für die neue Legislatur erarbeitet. Damit stärken wir die Interessenvertretung für die Mitglieder weiter und steigern die Sichtbarkeit. Die Besucherzahlen auf all unseren Webseiten wie auch die Followers auf Social Media nahmen 2023 deutlich zu gegenüber dem Vorjahr. Das ist eine sehr erfreuliche Entwicklung.

Marco Borsotti (Präsident Curaviva): Für mich ist die erfolgreiche Rekrutierung der neuen Geschäftsführerin von Curaviva, Christina Zweifel, das absolute

Highlight. Mit ihr ist es gelungen, eine Person für Curaviva zu gewinnen, welche mit hohem Engagement, fachlicher Kompetenz und Begeisterung die Themen angeht, Präsenz zeigt und äusserst lösungsorientiert arbeitet. Besonders freut es mich, dass es ihr in kurzer Zeit gelungen ist, eine neue Art der Zusammenarbeit insbesondere mit den Kollektivmitgliedern der Westschweiz zu etablieren.

Dagmar Domenig (Präsidentin Insos): Ein Highlight ist sicher die Wahl von Rahel Stuker als Nachfolgerin von Peter Sachsenhofer, der dem Branchenverband Insos über zehn Jahre vorgestanden ist. In dessen grosse Fussstapfen zu treten war nicht einfach, doch Rahel hat das mit Bravour gemeistert. Das zweite Jahr der Föderation hat Insos zudem mehr Stabilität und Ruhe nach innen und Sichtbarkeit nach aussen im neuen Kleid von Artiset gebracht. Besonders freut mich auch, dass sich unsere neuen Branchenkonferenzen gut etabliert und mit dem dort rege geführten Austausch bewährt haben.

Marco Camus (Präsident Youvita): Erfreulich ist das grosse Interesse an unseren laufenden Projekten wie die

«Unsere Mitglieder sind gefordert, den technologischen Fortschritt selbst sinnvoll zu nutzen und den von ihnen betreuten Menschen Sicherheit zu geben»

Laurent Wehrli, Co-Präsident Artiset

MemoryBox oder der Kinderrechtenavigator. Ebenso auf Interesse stossen die Erhebungen der letzten Jahre zu den diversen Finanzierungssystemen in der Schweiz. Die Erkenntnisse daraus konnten nun zum ersten Mal genutzt werden für politische Forderungen mit Bezug auf die Chancengleichheit für Kinder mit Unterstützungsbedarf.

Wo sehen Sie die zentralen politischen Herausforderungen für die Branche?

Marianne Streiff: Der Kostendruck im Sozial- und Gesundheitsbereich steigt konstant. Unsere Mitglieder sind stark davon betroffen – ihre Leistungen können häufig nicht mehr kostendeckend abgedeckt werden. Die Leidtragenden sind die Menschen mit Unterstützungsbedarf. Gegenüber dieser Entwicklung wollen wir klar Gegensteuer geben.

Laurent Wehrli: Es droht zudem ein Spagat: Die Qualitätsansprüche an unsere Mitglieder sind hoch, mit zu wenig Personal können sie diese jedoch nicht mehr erfüllt erfüllen. Die politischen Behörden – insbesondere der Kantone und Gemeinden – müssen verstehen, dass sie in der Pflicht stehen für die Schliessung von Angebotslücken, nicht unsere Mitglieder. Darauf arbeiten wir hin.

Marco Borsotti: Der Fachkräftemangel und die Finanzierung der Leistungen dürften uns noch längere Zeit beschäftigen. Es geht nun darum, die integrierte Versorgung umzusetzen. Das neue Instrument dazu ist von der Praxis für die Praxis erarbeitet worden und liegt nun vor. Aufwendige Verhandlungen fanden statt in Sachen Administrativverträge. Weiterhin wird sehr intensive und klare Interessensvertretung und Öffentlichkeitsarbeit notwendig sein.

Dagmar Domenig: Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention fordert die Dienstleistenden weiterhin heraus und zwingt auch alle anderen Stakeholder, sich zu bewegen. Neue Finanzierungssysteme sind in einzelnen Kantonen bereits aufgelegt, die grosse Umwälzungen nach sich ziehen werden. Als Branchenver-

band sind wir gefordert, unseren Einfluss auf der politischen Bühne noch stärker geltend zu machen. Besonders zentral ist es aus unserer Sicht, dass Anpassungen in den Angeboten nicht zu einem Leistungsabbau und Qualitätsverlust führen.

Marco Camus: Die grossen kantonalen Unterschiede in der Ausgestaltung der Dienstleistungen zu Gunsten der Kinder und Jugendlichen sowie deren Finanzierung behindern eine Bündelung der Kräfte im Vorantreiben der qualitativen Entwicklung der Branche. Wir sind hoffnungsvoll, dass mit der Evaluation der Pflegekinderverordnung und der daraus folgenden Revision die Chance auf das Einschlagen wichtiger zukunftsgerichteten Pflöcke in Bezug auf die professionelle Begleitung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen gepackt wird.

Wo sehen Sie die Herausforderungen im Bereich der Branchenentwicklung?

Marianne Streiff: Unsere Branchen müssen sich gesellschaftlichen Erwartungen stellen, wie sie zum Beispiel die UN-Behindertenrechtskonvention enthält. Erwartet werden flexiblere, personenzentrierte und nachfrageorientierte Angebote von hoher Qualität. Es freut mich, dass die Mitglieder aller drei Branchenverbände auf dem Weg dazu sind.

Laurent Wehrli: Der rasche technologische Wandel führt zu neuen Erwartungen, aber auch zu Unsicherheiten. Unsere Mitglieder sind gefordert, den technologischen Fortschritt selbst sinnvoll nutzen und den von ihnen betreuten Menschen Sicherheit zu geben im Umgang mit neuen Anwendungen. Darin wollen wir sie unterstützen.

«Unsere Branchen müssen sich gesellschaftlichen Erwartungen stellen, wie sie zum Beispiel die UN-Behindertenrechtskonvention enthält.»

Marianne Streiff, Co-Präsidentin Artiset

Marco Borsotti: Curaviva widmet sich aktuell der Erarbeitung der Strategie für die Zukunft. Digitalisierung und künstliche Intelligenz werden als neue Elemente einfließen und sind entsprechend den Bedürfnissen der Branche zu definieren. Die Zusammenarbeit mit relevanten Partnern wird zur Regel werden, womit sich eine völlig neue Kultur entwickeln dürfte. Für mich persönlich ist ganz wichtig, dass dabei schlussendlich der Mehrwert für die Bewohnerinnen und Bewohner nicht in Vergessenheit gerät.

Dagmar Domenig: Unsere Dienstleister setzen bereits vieles im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention um, nur sind diese Veränderungsprozesse noch wenig bekannt. Es geht also nicht darum, einfache Lösungen zu verkaufen, sondern den bereits in Gang gesetzten Prozessen noch mehr Wirkung zu verleihen. Die Branche kann sich auch nicht alleine weiterentwickeln, sondern die angestossenen Prozesse müssen durch die Politik, die Gesetzgebung und die öffentliche Hand als mehrheitliche Finanziererin unterstützt und gefördert werden.

Marco Camus: Sowohl die Komplexität der Aufgaben mit den Kindern, Jugendlichen und ihren Familien als auch die knapper werdenden Ressourcen, die zur Verfügung stehen, zwingen die Dienstleistenden, innovativ zu sein und insbesondere über das eigene System hinweg Kooperationen einzugehen und Lösungen zu suchen, um für die Kinder und Familien die zukunftsträglichen Angebote zur Verfügung zu stehen. Als Verband werden wir gerne Möglichkeiten aufzeigen, wie solche Veränderungen angestrebt werden können. ■

Ein Dashboard hilft bei der Indikatoranalyse

Die Firma Besa-Qsys hat ein neues Instrument entwickelt, das Pflegeheimen hilft, die medizinischen Qualitätsindikatoren für einen kontinuierlichen Verbesserungsprozess zu nutzen. Die Indikatordaten sind jederzeit abrufbar und ermöglichen unter anderem Vergleiche mit kantonalen und nationalen Zahlen oder auch mit ähnlich aufgestellten Institutionen.

Von Natascha Nielsen*

Seit einigen Jahren sind die Pflegeheime verpflichtet, Qualitätsindikatoren zu erheben. Doch wie können die vielen gesammelten Daten als Basis für Innovationen und Verbesserungsprozesse genutzt werden? Was wäre, wenn die aktuellen Daten der Langzeitpflege aus den Qualitätsindikatoren der Rai- und Besa-Formulardaten jederzeit ausgewertet und zu Qualitätsverbesserungszwecken verwendet werden könnten? Ein Dashboard mit einer visuellen Darstellung für die Analyse dieser Daten würde hier unterstützen.

Besa-Qsys hat mit dem Dashboard «Care Report» ein neues Instrument entwickelt, das genau in diesem Bereich helfen kann. Im Care Report sind alle Qualitätsindikatoren visuell und verständlich in unterschiedlichen Grafiken dargestellt. Mit verschiedenen Filtereinstellungen kann genau das fokussiert und analysiert werden, was gerade interessiert. So sind Vergleichsmöglichkeiten mit kantonalen oder nationalen Zahlen oder mit ähnlichen Institutionen möglich, beispielsweise solchen mit ähnlicher Bettenzahl oder gleicher Rechtsform. Die medizinischen Qualitätsindikatoren (MQI) können auf Abteilungsebene in einem anschaulichen Netzdiagramm einander gegenübergestellt werden.

Unkomplizierter Zugang zu aktuellen Daten

Bislang wurden die Benchmark-Daten aus den Pflegebedarfs-Assessments Rai und Besa erst im Folgejahr mittels eines statischen Berichts von Besa-Qsys zur Verfügung gestellt. Für die Langzeitpflegeinstitutionen war ein Arbeiten mit den Daten auf diese Weise nur erschwert möglich. Trotz der klinischen Bedeutung dieser Daten nutzen entsprechend nur wenige Institutionen diese aktiv für interne Qualitätsverbesserungs-Massnahmen. Dieses Zögern, mit den MQI-Daten

zu arbeiten, könnte durch die Einführung von Werkzeugen wie dem Dashboard Care Report überwunden werden. Dieses Tool bietet einen unkomplizierten Zugang zu aktuellen QI-Daten und ermöglicht es den Langzeitpflegeinstitutionen, diese Daten für die Überprüfung und Verbesserung von internen Qualitätsthemen zu verwenden.

Doch wie können die Institutionen damit arbeiten, und was ist deren Mehrwert? Die Antwort ist gleichermaßen einfach wie komplex: Das Dashboard ist so aufgebaut, dass die Daten möglichst einfach zu lesen sind. Dennoch braucht es Mitarbeitende, die diese interpretieren und die Kontextfaktoren herausarbeiten können. Diese Faktoren können beispielsweise sein, wie viele Bewohnende mit einer Demenzerkrankung gerade in der Institution leben oder wie gut die Zusammenarbeit mit dem ärztlichen Dienst funktioniert.

Wie das Dashboard verwendet werden kann

Die Arbeit mit dem Dashboard lässt sich folgendermassen veranschaulichen: In einer Langzeitpflegeinstitution mit fünf Abteilungen zeigt das Netzdiagramm der MQI, dass es in einer Abteilung signifikant mehr Bewohnende gibt, die Schmerzen bei der Fremdeinschätzung aufweisen, als in den anderen Abteilungen. Eine Analyse der Kontextfaktoren ergibt, dass in dieser Abteilung aktuell viele Bewohnende mit einer demenziellen Erkrankung leben. Ausserdem hat eine Pflegefachperson kürzlich eine Weiterbildung zum Thema Schmerz abgeschlossen und ist besonders sensibilisiert. Sie hat das Team der Abteilung in der Schmerzerfassung geschult, was zu einer genaueren Erfassung geführt hat.

Nach der Datenauswertung wird nun der gesamte Schmerzmanagement-Prozess überarbeitet. Es wird eine Richtlinie



Das Dashboard «Care Report»: Eine visuelle Darstellung der Indikatordaten unterstützt Heime bei deren Analyse.

Illustration: Besa-Qsys

erstellt, die unter anderem beschreibt, wann welches Assessmentinstrument (NRS, VRS, BESD, BISAD) verwendet werden soll, welche Pflegediagnose gestellt wird und welche nicht-medikamentösen Massnahmen zum Schmerzmanagement angewendet werden können. Für die nachhaltige Umsetzung sind (Mikro-)Schulungen, Fallbesprechungen und Fachinputs notwendig. Zusätzlich wird eine verantwortliche Person bestimmt, die sicherstellt, dass der Prozess im Alltag vollständig umgesetzt wird und das Thema Schmerzmanagement für das Pflegepersonal relevant und präsent bleibt.

Weitere Qualitätsindikatoren, wie Sturzereignisse, können ebenfalls ausgewertet werden. Beispielsweise kann überprüft werden, wie viele Bewohnende im letzten Quartal gestürzt sind. Der Verlauf wird grafisch dargestellt. Bei einer Zunahme der Sturzereignisse braucht es eine Kontextanalyse: Hängt die Zunahme der Sturzereignisse mit der Aufnahme von Bewohnenden mit hoher Sturzgefahr zusammen, und ist die Anzahl der bewegungseinschränkenden Massnahmen ebenfalls gestiegen? Manchmal kann es sinnvoll sein, den Prozess des Sturzmanagements zu evaluieren sowie zu analysieren, wie sturzpräventive Massnahmen geplant und umgesetzt werden. Dabei werden auch die bestehenden Richtlinien und die Teamkultur hinsichtlich der Bewegungsfreiheit der Bewohnenden überprüft. Sollte eine Kulturveränderung notwendig sein, könnte ein umfassenderes Praxisentwicklungsprojekt erforderlich sein.

Die Daten aktiv bearbeiten

Die Verbesserung von Praxisentwicklungsthemen aufgrund der dargestellten Daten im Care Report kann auch im kleineren Rahmen erfolgen, ohne ein umfassendes Projekt. So können die Daten beispielsweise als Argumente genutzt

werden, um den Austausch mit dem ärztlichen Dienst zu fördern und die Anzahl der verordneten Medikamente zu reduzieren.

Der Besa-Qsys Care Report erleichtert die Auswertung und den Nutzen sowohl der medizinischen Qualitätsindikatoren als auch der Qualitätsindikatoren aus den Besa- und Rai-Assessments. Er ermöglicht eine interaktive Betrachtung, Auswertung und den Vergleich der aktuellen Formulardaten. Dies unterstützt die Institutionen dabei, Trends frühzeitig zu erkennen und basierend auf soliden Daten Entscheidungen und Massnahmen zur Verbesserung der Pflegequalität zu treffen.

Durch die Bereitstellung einer kontinuierlichen Übersicht über die Pflegebedarfsstufen und Qualitätsindikatoren erlaubt Care Report neue Einblicke in die Leistungsqualität. Die Einführung von Care Report stellt somit einen entscheidenden Schritt zur Qualitätssicherung und -verbesserung in der Langzeitpflege dar. Er bietet die Möglichkeit, über die bloße Erfassung von Daten hinauszugehen und diese aktiv für eine bessere Pflegequalität zu nutzen. Mit solchen Werkzeugen können Langzeitpflegeinstitutionen die Lücke zwischen erfassten Daten und tatsächlicher Qualitätsverbesserung schliessen und so die Pflegequalität auf eine Weise steigern, die sowohl evidenzbasiert als auch bewohnerzentriert ist. ■

* Natascha Nielen ist Pflegeexpertin APN-CH & Projektleiterin, Besa-Qsys,

Bessere Arbeitsbedingungen müssen finanziert werden



Christina Zweifel, Geschäftsführerin Curaviva. Foto: esf

«Ohne entsprechende Finanzierung sind die Pflegeinstitutionen nicht in der Lage, zusätzliche Auflagen der zweiten Etappe umzusetzen.»

Am 1. Juli hat die Ausbildungsoffensive als erste Etappe zur Umsetzung der Pflegeinitiative begonnen. Nun steht als zweite Etappe die Diskussion zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen an.

Der Bund legte im Mai seine Ideen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen vor und schickte sie in die Vernehmlassung. Seine Vorschläge beinhalten gesetzliche Vorgaben zu Fristen für die Abgabe von Dienstplänen, zeitliche oder finanzielle Ausgleichsmassnahmen bei kurzfristigen Änderungen der Dienstpläne sowie die Reduktion der wöchentlichen Normalarbeitszeit. Zusätzlich will er eine Verhandlungspflicht für Gesamtarbeitsverträge gesetzlich verankern.

Die Positionierung von Curaviva und Artiset entwickelte die Geschäftsstelle im engen Dialog mit den kantonalen Verbänden. Dank dem Einsatz der Kollektivmitglieder können wir die unterschiedlichen kantonalen Rahmenbedingungen in die nationale Stellungnahme integrieren. Die Diskussionen in den verschiedenen Landesteilen förderten Unterschiede zu Tage. In Kantonen mit einem GAV sind viele Massnahmen bereits umgesetzt, während sie in anderen Kantonen zu grossen Veränderungen führen würden.

Unsere Position ist trotz unterschiedlicher kantonalen Realitäten eindeutig:

Die Massnahmen sollen den Betrieben und ihren Mitarbeitenden Gestaltungsfreiheiten lassen: Gute Arbeitsbedingungen sind für unsere Mitglieder als Arbeitgeber von grösster Wichtigkeit. Die Gestaltung muss auf Betriebsebene flexibel möglich sein, um den individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden.

Die Finanzierung muss sichergestellt sein, auch langfristig: Im Gesetzesentwurf ist die Finanzierung nicht definiert. Die vom Bund geforderte interne Umverteilung der Mittel ist für die Pflegeheime nicht möglich. Ohne entsprechende Finanzierung sind die Pflegeinstitutionen nicht in der Lage, zusätzliche Auflagen der zweiten Etappe umzusetzen.

Den Fachkräftemangel in der Pflege können wir nur angehen, wenn alle Akteure des Gesundheitswesens bereit sind, gemeinsam passende Lösungen zu finden. ■

ARTISET Securit

ARTISET Securit ist die Lösung für die Mitglieder von CURAVIVA, INSOS und YOUVITA mit:
Beratung, Informationen und Schulungen.

ARTISET Securit ist:

- **einfach** – dank der Online-Plattform asa-control leicht umzusetzen.
- **günstig** – minimiert Ihren Arbeitsaufwand für die Umsetzung der EKAS-Richtlinie 6508.
- **integrierbar** – als eigenständige Arbeitssicherheitslösung einzusetzen oder in ein bestehendes QMS zu integrieren.
- **umfassend** – ein Gesamtpaket mit Plattform, Aus- und Weiterbildungen, Audits, Updates, Beratung.
- **professionell** – Fachspezialist:innen für Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz sind für Sie da.
- **national** – alle Schulungen und Dokumente sind auf Deutsch und Französisch verfügbar.



Die Branchenlösung für Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz



Mehr erfahren

ARTISET Fédération der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf

CURAVIVA **INSOS** **YOUVITA**

Bei uns finden
Sie das passende
Personal!

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

Schwächen kennen, Stärken sehen

Die neun zu Noveos gehörenden Betriebe schenken Menschen mit psychischer Beeinträchtigung durch geschützte Arbeits-, Wohn- und Ausbildungsplätze neue Perspektiven. Betroffene erhalten bei uns die Unterstützung, die sie brauchen, um ihren Platz im Leben wiederzufinden.

www.noveos.ch

Noveos

Perspektiven
für Menschen mit
psychischer
Beeinträchtigung

RedLine[®]
Software

redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch